

Bezugspreis:

Wöchentlich 70 Pfennig, monatlich 2.- Reichsmark voraus zahlbar.

Der „Vorwärts“ mit der Sonntagsbeilage „Volk und Welt“ mit „Stellung und Meinungen“ sowie der Beilage „Unterhaltung und Wissen“ und Frauenbeilage „Frauenstimme“ erscheint wochentlich zweimal, Sonntags und Montags einmal.

Telegramm-Adresse: „Sozialdemokrat Berlin“

Vorwärts

Berliner Volksblatt

Zentralorgan der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands

Anzeigenpreise:

Die einseitige Kopierzeile 50 Pfennig, Reklamazeile 5.- Reichsmark. „Kleine Anzeigen“ das selbige Wort 25 Pfennig (außer zwei selbige Worte).

Anzeigen für die nächste Nummer müssen bis 4 1/2 Uhr nachmittags im Hauptpostamt, Berlin SW 68, Emdenstraße 3, abgegeben werden.

Redaktion und Verlag: Berlin SW. 68, Lindenstraße 3

Mittwoch, den 12. August 1925

Vorwärts-Verlag G. m. b. H., Berlin SW. 68, Lindenstr. 3

Der marokkanische Brandherd.

Will die französische Regierung Krieg oder Frieden?

Paris, 11. August. (Eigener Drahtbericht.) Mit der Entsendung eines offiziell beglaubigten Unterhändlers in das spanische Hauptquartier hat Abd el Krim der Behauptung der französischen Propaganda, daß einzig und allein die Halsstarrigkeit der Riffleute an der Fortsetzung des Blutvergießens in Nordafrika Schuld sei, ein Ende gemacht.

Abd el Krim hat den Eintritt in die Verhandlungen von der Bedingung der vorherigen Anerkennung der Unabhängigkeit des Rif abhängig gemacht. Er hat damit lediglich eine Forderung gestellt, deren Berechtigung vor wenigen Wochen noch von Poincaré und Briand selbst von der Tribüne der französischen Kammer aus anerkannt worden ist.

Die Schwärzung der französischen Regierungspresse in der Frage der Friedensverhandlungen macht es verständlich, daß die Unzufriedenheit mit der Politik Poincarés in der Arbeiterschaft und darüber hinaus auch in den linksdemokratischen Schichten der Bevölkerung immer schärfere Formen annimmt.

Die Londoner Konferenz.

Völliges Stillschweigen englischer amtlicher Kreise.

London, 11. August. (Eigener Drahtbericht.) Ueber die Besprechung zwischen Briand und Chamberlain wird im englischen Auswärtigen Amt völliges Stillschweigen bewahrt, und zwar mit dem wiederholten Hinweis, daß es sich um keine Konferenz handle.

Gedämpfter Optimismus in Paris.

Paris, 11. August. (Eigener Drahtbericht.) Trotz des Optimismus, der in den Stimmungsberichten der nach London entsandten Sonderkorrespondenten der Pariser Presse über den Ausgang der Unterredungen zwischen Briand und Chamberlain zum Durchbruch kommt, gibt man sich doch in Paris Rechenschaft über die Schwierigkeiten der am Dienstag begonnenen Verhandlungen.

zurückhaltenden Kommentare eines großen Teils der Londoner Presse und die darin betonte Abneigung der englischen öffentlichen Meinung gegen jede Verpflichtung, die England in einen neuen Krieg verwickeln könnte, die hier sehr nachdenklich stimmen.

Die Finanzpolitik des Kabinetts Stauning.

Gute Erfolge, trotz des Widerstandes der Rechten.

Kopenhagen, 11. August. (Eigener Drahtbericht.) Die außerordentliche Tagung des dänischen Reichstages zeigte wiederum die völlige Ohnmacht der Rechtsopposition gegen das sozialistische Kabinett Stauning.

Aus der Debatte über den Reichstages und dem vorsichtigen Versprechen der dänischen Nationalbank, stärkere Schwankungen der Krone künftig vermeiden zu wollen, wurde deutlich erkennbar, daß sich Dänemark mitten in der Deflation befindet.

Die Wirtschaftskrise in Oesterreich.

Genf, 11. August. (Eigener Drahtbericht.) In dem letzten Bericht an den Völkerbund, der mit dem 15. Juli 1925 abschließt, erklärt der Völkerbundkommissar Zimmermann, daß in Oesterreich bis jetzt 78 287 Beamte abgebaut wurden.

Rollkommandos im Saargebiet.

München, 11. August. (Eigener Drahtbericht.) Die in Saarbrücken von Mitgliedern rechtsstabilisierender Organisationen geplante Einführung des Redaktors des „Neuen Saarturiers“, Dr. Schöttler, ist auf Veranlassung eines in München lebenden „Hauptmanns“ Oesterreicher inszeniert worden.

Germania non necesse.

Deutschland nicht notwendig.

Die „Kreuzzeitung“ sagt, daß der „Vorwärts“ aus ihrem Leitartikel vom letzten Donnerstagmorgen, der mit den Worten schloß: „Borussia necesse est, Germania non necesse“, falsche, sie kränkende Schlüsse gezogen habe.

Es fällt ihm (dem „Vorwärts“) natürlich dabei gar nicht ein, irgendwie den Gesamthalt des Artikels zu berücksichtigen. Er braucht ein Schlagwort und glaubt dieses Schlagwort gegen uns in dem, wie wir selbst zugeben wollen, leicht mißverständlichen Sitat gefunden zu haben.

Wir sind, um die „Kreuzzeitung“ zu befriedigen, gern bereit, auch auf den Gesamthalt des Artikels einzugehen, müssen aber voraussagen, daß der lateinische Satz, der sich wie ein Rehring durch ihn hindurchschlingt, gar nicht mißverständlich ist.

Borussia necesse est, Germania non necesse!

Preußen notwendig ist, Deutschland nicht notwendig!

Will man den politischen Sinn dieses Satzes milde deuten, so kann man ihn in die Worte zusammenfassen: „Uns kommt es nur auf Preußen an, das Reich ist uns egal.“

Die „Kreuzzeitung“ wünscht nun, daß wir auf den Gesamthalt ihres Artikels eingehen sollen. Er heißt „Die Schuldfrage“ und will beweisen, daß der Geist der Demokratie die Schuld am verlorenen Krieg trage.

Der Reichsausschuss, sagt die „Kreuzzeitung“ — oder vielmehr sie sagt, „Se. Majestät“ — habe sehr oft mit klarem Blick das Richtige erkannt, aber wegen seiner großen Gewissenhaftigkeit habe er den Vorwurf, die Wiedereinführung des Absolutismus anzukündigen, von sich fernhalten wollen.

Schon seit Jahrzehnten waren Kräfte des Umsturzes am Werk: mit der Gründung des Reiches wurde der preussische Geist verfälscht. Vielleicht findet die „Kreuzzeitung“ auch diese Worte nachträglich „leicht mißverständlich“.

Wir wollen Preußen bleiben! Der Teufel hol' das Treiben, Das Deutschland fabriziert Und Preußen ruiniert.

So dichtete, ganz im preussischen Geist der „Kreuzzeitung“, Graf Brehler lange vor 1870/71. Und als dank der gelobte 18. Januar kam, den sie jetzt zum Nationalfeiertag machen wollten, war es der Kriegsminister v. Koon, der ganz im preussischen Geiste höhnisch schrieb:

„Ist nun das Kaiserhähnchen aus dem Ei gestochen?“

Der König Wilhelm selbst sträubte sich aus seinem preussischen Geiste heraus, lange gegen die Kaiserwürde mit den Worten:

„Was soll mir der Charaktermajor?“

Diese preussisch-konkretive, dem Reichsgedanken ablehnend gegenüberstehende Geistesverfassung blieb den preussischen Bränden bis in die Tage Wilhelms des Lehnen hinein erhalten.

„Diese Herren pfeifen auf das Reich.“

Die „Kreuzzeitung“ selbst war auf diesen Geistesweg... allzeit die Führerin. In ihr schrieb Polke v. Gerlach einst das berühmte Wort vom „Kaiser des Patriotismus“, wobei unter Patriotismus eben das Streben nach dem einen Vaterland unter den schwarzrotgoldenen Fahnen gemeint war.

wahrrecht wieder zu zerreißen. Sie verherrlichte den Absolutismus und später das preussische Dreiklassenwahlrecht und das Herrenhaus. Man kann verstehen, wie der Guten zumute sein muß, die Absolutismus, Monarchie, Dreiklassenparlament, Herrenhaus, alles, was ihr lieb und teuer war, dahingeschwunden ist, und das Reich durch die Kraft der Demokratie dennoch besteht!

Doch zurück zum Artikel vom 6. August! Nachdem er gegen die Reichsgründung von 1870/71 die Klage erhoben, daß sie „den preussischen Geist verfälscht habe“, richtet sich all sein Groll gegen den verstorbenen Kanzler des Kaisers, v. Bethmann Hollweg. Ihm wird das uns unbekannt Wort in den Mund gelegt, er wolle Preußen das Rückgrat brechen. Wir gehen wohl kaum fehl mit der Annahme, daß dieses Wort erfunden worden ist, erfunden worden in jener Zeit, in der Herr v. Bethmann an den „preussischen Geist“ rührte, indem er eine Reform des Dreiklassenwahlrechts ankündigte. Das konnte dem Mann nicht verziehen werden, und darum wird zuletzt dieser Schuß gegen ihn abgefeuert!

Aber wie sollte ein Frankfurter Sinn und Wesen des preussischen Staates erkennen!

Bethmann Hollweg war in Frankfurt a. M. geboren. Darum wird ihm noch nach seinem Tode die Zugehörigkeit zum auserwählten Volk der Preußen abgesprochen, wird er für einen Unwürdigen erklärt.

Der Artikel fährt fort:

Wir wollen einmal ganz klar aussprechen: Deutschland ist in den Krieg hineingetaumelt, weil die politische Führung versagt hat, und Deutschland hat den Krieg verloren, weil wiederum die politische Führung versagt hat. Dort, wo der alte gute Geist Preußens herrschte, der als staatserschaffendes Prinzip den Demokraten so außerordentlich unangenehm ist, dort blieb die Führung bis zum Schluß gut; in der preussischen Verwaltung und in der Armee. Dort aber, wo der Preußengeist längst dem internationalen demokratischen Geist weichen mußte, dort gab es keine Führer, wofür die Verantwortungslosigkeit bereits beim Nachwuchs im Keime erstickt wurde: im Auswärtigen Amt.

Die Schmäherung, die gegen die armen Frankfurter ausgestoßen wurde, weil sie, trotz 1866, Nichtpreußen geblieben sind, wird damit auf alle nichtpreussischen Deutschen ausgedehnt. Wo die Preußen die Führung haben, da geht alles gut, da ist der Erfolg und der Sieg. Aber, wo sich ein Nichtpreuße einmischte, da geht die Sache schief, da ist der Mißerfolg, ist die Niederlage.

So ist es immer schon gewesen. Zum Beispiel vor dem Kriege, als unter der hohen Patronanz der „Kreuzzeitung“ der „Preußenbund“ gegründet wurde. In der Gründungsversammlung hielt der General v. Krafft einen Vortrag über die Schlacht von Orléans, in dem er entgegen der geschichtlichen Wahrheit schilderte, wie die Bayern schon davonlaufen wollten; als die Preußen kamen, ging aber sofort alles wie am Schnürchen:

„Ja, wenn wir Preußen kommen, dann kriegen sie wieder Courage!“

Ja, gegen Preußen ist alles Deutsche minderwertig. Aber in Preußen selbst ist wiederum Westfalen minderwertig gegenüber Ostfalen, der Katholik minderwertig gegenüber dem Protestanten, der „Kosmisch“ minderwertig gegenüber dem „Afrikaner“, der Arbeiter erst recht minderwertig gegenüber dem „Brotberner“.

Aus solcher Gesinnung resultieren dann Sätze wie: „Borussia necesse est, Germania non necesse!“

Und heute soll in dritter Lesung der Zolltarif angenommen werden. Unter Niedertrampeln der Geschäftsordnung, der Minderheitsrechte, der gestern noch offiziell gefeierten Weimarer Verfassung!

Versteht ihr nun den tieferen Sinn dieser Aus-

einandersetzung? Das ist unverfälschter „preussischer Geist“ vom Geiste der „Kreuzzeitung“! Es gilt mit Zöllnen auf Korn und Vieh den Edelpreußen der alten Gutsbezirke ihre Herrenstellung neu zu festigen!

Was aber ist das deutsche Volk? Ein unbekannter Begriff! Eine demokratische Erfindung!

Hoch die Fälsche! Nieder mit der Republik! Borussia necesse est, Germania non necesse!

Preußens Verfassungsfeier. Eine Rede Severings.

Die Preussische Staatsregierung hatte auf gestern Abend Einladungen zur Verfassungsfeier ergehen lassen. Die im Konzertsaal der Staatlichen Hochschule für Musik veranstaltete wurde. Viele hundert Vertreter der Reichs- und Staatsbehörden, der großen politischen Parteien, aller Berufsstände, der Presse usw. waren der Einladung gefolgt. Professor Boelzig hatte den schönen Saal würdig geschmückt, Schwarz-Rot-Gold und Schwarz-Weiß waltete von der Orgel hernieder, rechts und links standen Zypressenbäume. Schwarzrotgold war auch das Dirigenten- und Rednerpult geschmückt. Frisches Grün, viele Blumen zogen sich rings um den Saal an der Galerie entlang.

Um 8 Uhr eröffnete das Meisterlingervorspiel die Feier, von den Philharmonikern unter Schillings Leitung gespielt. Stürmischer Beifall dankte dem Dirigenten und dem Orchester und brach auf neue aus, als Severing am Rednerpult erschien.

Minister des Innern Severing

begann seine Festrede mit dem Zitat Uhlands:

Das ist der Fluch des unglückseligen Bundes,
Wo Freiheit und Gesetz daniederliegt,
Daß sich die Besten, Edelsten
Verzehren müssen in fruchtlosem Harm,
Daß, die fürs Vaterland am meisten glühen,
Gebrandmarkt werden als des Landes Verräter.
Und während so die beste Kraft verdirbt,
Erlöschen muckend wie der Hölle Segen
Gewalttat, Hochmut, Freigebit, Scherendienst.
Wie aber, wenn aus sturmbewegter Zeit
Gesetz und Ordnung, Freiheit sich und Recht
Emporgerungen und sich fortpflanzen!
Da drängen die, so großend ferne standen,
Sich fröhlich wieder in der Bürger Reihn,
Da wirken jeder Geist und jede Hand
Belebend, fördernd für des Ganzen Wohl.

In diese Worte des tapferen Verfassungstämpfers anknüpfend, gab der Minister sodann einen Überblick über die bisherigen Verfassungsfeiern. „Die ersten Verfassungsfeiern“, so führte der Minister aus, „fanden wenig Beifall, denn der Druck des Versailler Vertrages, das Diktat von Spa, das Ultimatum von London ließen wenig Festfreude aufkommen. Aber je mehr wir in Distanz kommen, je mehr müssen wir die Vorgänge der Weimarer Verfassung betonen. Wenn wir die Verfassung als Basis der deutschen Staatsform anerkennen, so müssen wir immer wieder auf ihre Vorgänge hinweisen. Ein schlechtes Werk empfiehlt sich selbst, ein gutes muß man loben. Das Werk von Weimar ist rasch geschafften worden. Wenn man sich aber der Jahre der Not und des Krieges erinnert, so muß man anerkennen, daß die Verfassung von Weimar schnell eine Besserung gebracht hat. Vieles ist in der Verfassung noch Verbesserung und Nacharbeit, aber die Weimarer Verfassung ist nicht das A und das O des Staatsmonnes, sondern nur der Rahmen, den man mit demokratischen, mit sozialen Geist ausfüllen muß.“

Wir sind noch zu sehr Preußen, Bayern und Sachsen und haben noch nicht gelernt, eine Nation zu sein. Wir kommen erst wieder zur Geltung, wenn wir uns mehr als Deutsche fühlen. Der innere und der äußere Frieden ist leider noch nicht festgelegt. Dies wird man in außenpolitischer Beziehung besonders gemahnt, wenn man einen Blick in die Grenzgebiete wirft. Wir werden erst dann ein einiges Volk werden können und den Frieden erreichen, wenn auch die übrigen Mächte gewillt sind, den Frieden zu wahren und dem deutschen Volke sein Selbstbestimmungsrecht geben. Der Hinweis aber, den viele Volksgenossen uns noch entgegenhalten, daß die anderen den

Frieden nicht wollen, hat keine Berechtigung. Das Beispiel ist immer noch die beste Erziehung. Wir haben erst dann ein Recht, uns über Friedensstörer von außen zu beschweren, wenn wir bekümmert sind, im Lande frei von Friedensstörern zu sein. (Lebhafter Beifall.) Der Minister betonte dann, daß es die erste Aufgabe des deutschen Staatsbürgers sei, die Ideale der Weimarer Verfassung in die Wirklichkeit umzusetzen. „Ich glaube an das deutsche Volk, ich glaube an die Intelligenz und den Fleiß des deutschen Arbeiters, ich glaube an die Schaffenskraft des deutschen Kaufmanns und ich glaube an die Intelligenz des deutschen Technikers, sowie an den deutschen Staatsgedanken.“ Man hat dem Arbeiter den Vorwurf gemacht, fuhr Severing fort, daß er zu der jetzigen Staatsform, nicht aber zum Staate stehe. Als Vertreter der Arbeiterschaft muß ich diesen Vorwurf widerlegen. Der Arbeiter ist 1914 in den Krieg gezogen, nicht weil man ihm die Republik als Belohnung versprochen hatte, auch nicht, weil er auf die Republik als Belohnung hoffte, sondern um sein Land, das er bedroht sah gegen östliche Unkultur und Barbarei, zu verteidigen. Allerdings sei die Stellung der Arbeiter während des Krieges dazu angetan, ihnen nunmehr verfassungsmäßig ein Haus zu bauen, in dem alle Arbeiter, Techniker und Handeltreibende, das ganze Volk, einig zusammenstünden. Minister Severing schloß seine Ansprache mit einem Hoch auf das in der deutschen Republik geeinigte deutsche Volk!

In das Hoch stimmte die Versammlung, die sich erhoben hatte, begeistert ein, worauf sie die erste Strophe des „Deutschlandliedes“ sang.

Eine glänzende Aufführung von Beethovens Neunter Sinfonie mit dem Schluschor bildete den erhabenen Ausklang der Feier.

Draußen auf der Hardenbergstraße hatten sich die Herren vom Hakenkreuz wieder einmal zusammengefunden, um die Teilnehmer der Verfassungsfeier herauszufordern und womöglich zu überfallen. Die Polizei hielt jedoch diese wackeren Rittbürger auf der anderen Straßenseite und ließ sie trotz allem Gebrüll die Straße nicht überschreiten.

In München...

München, 11. August. (Eigener Drahtbericht.) Die bayerische Regierung ließ anlässlich der Verfassungsfeier lediglich Blau-Weiß und nicht Schwarz-Rot-Gold fliegen. Im übrigen verhielt sich die Regierung an Verfassungstagen völlig passiv. Im Münchener Stadtrat hielt Oberbürgermeister Schrnagl in Abwesenheit der Reichsnationalen, Nationalsozialisten und Kommunisten eine Ansprache, in der er neben Angriffen auf die Verfassung doch anerkannte, daß diese das Reich aus der Revolution herausgeführt habe und dem Aufbau zu einem geregelten Staatswesen diene.

Für die Beamten der Reichsbehörden fand im Saale des Reichspostministeriums, Abteilung München, eine kurze Feier statt, an der Vertreter der Reichswehr, der Reichsbehörden und etwa 150 Beamte und Angestellte teilnahmen. Ministerialdirektor Reumayer würdigte in seiner Ansprache die für das ganze deutsche Volk geltende Bedeutung der Verfassung, die das Reich vor dem Zerfall bewahrt und zu Ordnung und Gesetz zurückgeführt habe. Am Abend veranstalteten die republikanischen Parteien und Organisationen eine Feier in der Tonhalle, bei der der Landtagspräsident, Genosse Luer, die Festrede hielt.

Ludendorff im Lager. Als Agitator bei den Optanten.

Die „Böckischen“, denen die Blamagen ihres heldenhaften Parteiführers, General der Infanterie a. D. v. Ludendorff, immer noch nicht genügen, haben dieses Schmerze ihrer Parteigeschichte an die „Diffront“ verschoben, um im Schneidmüller Optantenlager Krach gegen die schlappe Reichsregierung und die Preußenminister zu machen. Ludendorff sprach einmal auf offener Straße und ein zweitesmal in einem Bierlokal. Der Zuspruch aus den Kreisen der Ausgewiesenen war mäßig, die Stimmung sehr mies und flau. Das Betreten des Lagers zu Agitationszwecken war dem Heroen der deutschen Nationalisten von einem simplen Oberst und Logerkommandanten verwehrt worden.

Zuschläger in der Sonne.

Von Walter Knaulchen.

Frühmorgens wiegt der Hammer noch zwölf Pfund. Da macht das Zuschlagen Spoh... Dann aber kommt die Sonne. Klettert immer höher über die Dächer der Mietkasernen, bis sie, ein unheimlicher Feuerball, senkrecht über den Straßenschächten baumelt. Kerzengerade fällt ihre Glut herunter auf unsere Schädler, frisst sich in die Nackenhäute... Die unbarmherzige Lohe tanzt über unsere nackten Arme, überschlägt sich und bleibt auf den Hammerstümpfen liegen... Die Luft um uns wird immer schwerer, immer wabender. Sie ist wie tosender Brei, der immer höher steigt. Eben noch waten wir bis zu den Knien in ihm, jetzt schon gurgelt er um die Hüften — schlägt gluckend über unseren Köpfen zusammen... Wir und die Straße erkaufen in der roten, zitternden Glut.

Der Schweiß rinnt uns in Bächen über die Muskeln, strömt uns den Rücken herab. Unsere Schenkel zittern uns vor Anstrengung — wie abgetriebenen Säulen.

Immer wieder muß der Hammer durch die zähe Luft um uns. Eins — zwei — drei — vier. Wenn er zum Abhundertsten Male auf den Spigdorn knallt, ist eine Stunde um. Sind 80 Pfennige verdient.

In der ersten Stunde vielleicht zählt man die Schläge. Dann nißt man es auf, — muß es aufgeben, sonst schlägt man sich wahnsinnig. Eins — zwei — drei — vier. Das dröhnt wie Kanonenschläge zwischen den Schädlerwänden. Dazu das verfluchte Bücken. Als laufe einem bei „vier“ ein Eisenklotz in den Nacken.

Hitzschlag? Das ist nicht lache. Wir dürfen keinen Hitzschlag kriegen. Das steht nicht im Tarifvertrag. Unser Voller sagt immer: „Hitzschlag? Is ja Bißdinn. In Afrika kriegen se och keinen Hitzschlag.“ — Der Mann muß es wissen. Denn er ist der Voller. —

Krischan, Krißchan, mein Nebenmann, hat als Steinarbeiter in der Provence gearbeitet. Das ist in Frankreich. Der erzählte mir mal: „Voller“, das heißt eigentlich „Parlier“. Es ist französisch und bedeutet: „Sprecher“. Möglich, daß es so heißt, möglich auch, daß mich Krischan beschwindelt hat. Aber wenn es stimmt, dann ist es ein wunderschönes Wort. Der Sprecher. Der hat gut sprechen von Afrika. Wir müssen zuschlagen. Immer feste. Eins — zwei — drei — vier.

Wenn man den Priem nicht in der Bode hätte, würde einem der Schund rösten, oder man würde playen vor Blut. So beißt man die Zähne zusammen, daß einem der braune Bißst ums Maul brandet — und schlägt zu.

Die pralle Sonne liegt auf dem Spigdorn. Immer tiefer muß sich der kantige Stahl in die Erde fressen. Wir sehen den Dorn nicht mehr, wir sehen nur noch den Spiegelglanz der Sonne darauf. Die ist schuld daran, daß wir hier leiden müssen, wie die Schächer am Kreuz...

Ein Madel steht am Straßenrand, ein feines Ding in weißem Kleide. Einen roten Hut hat sie auf. Wie die uns immer anstarrt... Ja, sind wir denn Dohsen, die sich in einem Göpel drehen? Rings um uns glocken die Gaffer und staunen, daß der Dohse nicht umfällt...

Das Weib soll weitergehen!
Wir wissen, daß wir arme Hunde sind und uns für 80 Pfennige Stundenlohn die Seele aus dem Leib schlagen.

Die Sonne spiegelt sich in dem Eisendorn. Sie ist schuld an allem.

Wir sprechen kein Wort, aber wir fühlen gemeinsam. Es ist uns, als liege die Sonne selbst und nicht ihr Widerschein auf unserem Dorn.

Wir werden die Sonne in die Erde prägen.

Eins — zwei — drei — vier.

Eins — bei „zwei“ taucht immer mein Kopf hoch. Der Hammer legt sich automatisch nach hinten. Ob ich will oder nicht, immer seh ich bei „zwei“ den roten Hut des Mädchens.

Vier — eins — tracht der Hammer auf die Sonne, — zwei — roter Hut — eins — Sonne — tracht — rot — vier — Sonne.

Immer wütender schlagen wir zu. Hammer — Sonne — Mädchen — Hammer — Sonne...

Das Bißst will nicht in die Erde. Hoßo, — Hammer — Sonne. Jetzt!!!

W — Endlich! Der Himmel stürzt herunter. Der Feuerball knallt die Erde auf. Rote Lohe schlägt mir in die Augen. Plachte die Schädlerwand? Funken sprühen aus meinem Hirn. Die Luft ist brandig.

Sonne — Krach — Afrika — Krach — Göpel — Krach — Felier — Krach, Krach, Krach...

Ein Arbeiterdichter in Not.

Rheinische Dichter, unter ihnen Herbert Eulenberg und Josef Winkler, werden um Hilfe für Heinrich Versch, den Respektlosen und proletarischen Dichter in München-Grubbadach. Ihre Gründe sind weitgehend Befürwortung wert. In seiner engen Schmiege, von Sorgen und einer sehr zahlreichen Familie bedrückt, haust Heinrich Versch mit kranker Lunge; im Felde erlitt er eine Querschnittung, die ihn mit Atemnot und Husten immer härter quält. Tag um Tag schwingt er den Hammer, und unter den harten Schlägen wachsen in seinem Herzen alle die Verse und freien Rhythmen, wie sie noch jüngst in seinem Werke „Mensch in Eisen“ den ewigen Kreis der Arbeit und der Sehnsucht zogen. Obwohl es ihm schlecht genug geht, sitzen an seiner großen Tafel in W.-Grubbadach noch allerhand sessame „Mittelst.“ verpörrigte Handwerksburschen, traule Patriarchen und Refruten der Landstrolche. Versch, der im Kosmos herumschwärmt, ist ja selber ein ewiger Gesell, der das Schicksal des „Kleinmeisters“ mit allen seinen Lasten zu tragen hat. Es ist ein Wunder, daß dieser Mensch unter der Härte seines Daseins noch seinen Himmelsglauben bewahrt hat; daß er die menschenverbindende Kraft der Arbeit in immer neuen, überquellenden Worten lobpreisen

kann. Er besitzt das Glück der echten dichterischen Rivalität, die im Lande Utopia schweben muß, um schaffen zu können.

Mit Recht fragt Josef Winkler: Was geschieht mit dem kranken Heinrich Versch? „Soll die rheinische Jahrtausendfeier sich erschöpfen im schnell verräucherten Fest- und Ausstellungsstag? Sollen wir die vielfachen Bekuerungen unserer offiziellen Festredner bis zum höchsten Minister hinauf nur für schöne Lichtstrahlen halten, wenn sie die „rheinische Kunst“ glorreich im Wunde führen?“ Josef Winkler weiß auf die hunderttausend braunen Beamten im Rheinland hin, die den Registraturgaul reiten, und er erbittet ein „Böckchen“ für Versch, damit er aus der nervenstarkenden Schwerarbeit der Schmiege zu seiner eigentlichen Berufung befreit werde. Freilich fragt es sich, ob dieser Dichter nicht den festen Boden seiner geistigen Sicherheit verlieren würde, wenn man ihn auf einen Posten setzt, wo er Dienst im Beertale zu verrichten hätte. Versch, dessen Lebensglaube eine Art von christlichem Kommunismus mit patriotischem Einschlag bedeutet, ist freilich vom Fleische des gelamten deutschen Proletariats, dessen Betrelungsglauben er Symbole zu geben sucht. Daß er nicht Sozialist ist, wird der sozialdemokratischen Arbeiterschaft gewiß kein Hindernis sein, am Schicksal des kranken Heinrich Versch imigen Anteil zu nehmen. Sein Proletariatschicksal ist eine Anklage und eine Forderung!
G. Weger.

Jugendchutz und Jugendrecht. Der soeben in Hamburg abgehaltene 4. Deutsche Arbeiterjugendtag stand im Zeichen des Kampfes um Jugendchutz und Jugendrecht. Da kommt die kleine Schrift von E. Dillenbauer: „Zwanzig Jahre Kampf um Jugendchutz und Jugendrecht“ (Arbeiterjugend-Verlag, Berlin SW. 61, Post-Altenhof-Platz 8) gerade zur rechten Zeit, um allen in der Arbeiterbewegung tätigen Genossen, insbesondere den Funktionären der Jugendbewegung, das wesentlichste Material zu dieser Frage zugänglich zu machen. Die vorliegende Schrift, die zu dem Preise von 60 Pf. zu beziehen ist, gibt eine kurze Darstellung der bedeutsamen Arbeit, die die sozialistische Jugendbewegung auf diesem Gebiete seit ihrem Bestehen geleistet hat. Das Schlusskapitel behandelt die Haltung der Kommunisten. Es zeigt, daß sie zwar in Worten sehr radikal für die Jugend eintreten, in der Praxis aber bisher vollkommen versagt haben. Die Schrift ist ein wertvolles Informationsmittel für alle Jugendlichen im Arbeiterverhältnis und ein willkommenes Hilfsmittel für jeden, der die in Aussicht stehenden Kämpfe um die Verwirklichung des Jugendchutzprogramms verfolgen und unterstützen will.

Nach den Volkenträgern der „Erdkähler“. Da die amerikanischen Baumkletterer bei der Errichtung von Volkenträgern beim besten Willen die Leistungen ihrer Vorgänger nicht mehr überbieten können, so bemühen sie sich, nach unten zu bauen. Das wird jetzt an einem Gebäude in New York erprobt, das wieder einmal das größte der Welt zu werden verspricht, da es außer den zehn Etagen in der Höhe auch noch sieben unter der Erde haben wird. Die Kosten dieses Riesengebäudes, der ein Bureauhaus werden soll, sind auf 10 Millionen Dollar berechnet.

Junge Dichter vor die Front! Landesdirektor von Winkler selbst bei den großen Saal des Landeshauses für die Veranstaltungen, die Anfang September wieder aufgenommen werden, zur Verfügung gestellt. Eintrittsgeld wird nicht erhoben.

Rehning - Schnapp.

Wann besteht Notwehr und wann nicht?

Am Tage vor der Hindenburg-Wahl erschoss der 21jährige Rehning den Reichsbannermann Schulz.

Rehning hatte, geschmückt mit Hakenkreuzerischen Abzeichen, im Kreise gleichgesinnter Burshen die Werbefahrt des Reichsbanners verhöht und die Reichsfarben beschimpft. Als er zur Rede gestellt wurde, drohte er mit dem Revolver und als man ihm die Waffe abnehmen wollte, schoß er blindlings darauf los. Der Reichsbannerkamerad Schulz blieb als Opfer des nationalstolischen Hakenkreuzers tot am Plage.

Der für Schwarz-Weiß-Rot und Hindenburg begeisterte Bube kam vor ein republikanisches Gericht. Der Vorsitzende führte die Verhandlung so, daß jeder mit dem Freispruch rechnen mußte, der denn auch tatsächlich erfolgte. Das Gericht hielt es für nötig, diesen Freispruch mit einigen moralischen Erläuterungen darüber zu begleiten, daß es für den Angeklagten keine Sympathie habe. Aber es billigte ihm Notwehr zu, absahen der Burshen, wie gerichtsbesessent, wiederholt die Segend am Bayerischen Platz unsicher gemacht hatte.

„Notwehr“ ist eine schöne Sache. Die völkischen Lusbuben, die in Gegenwart der Polizei, ohne gefaßt zu werden, die Reichsfarben vom hohen Walle herunterholten, die seit Monaten den Kurfürstendam und seine Umgegend unsicher machen, die jeden, der die Farben des Reiches zeigt, anrempeln und mißhandeln, ohne daß bisher sich ein Richter gefunden hätte, der sie beim Schlafütchen nähme, diese völkischen Lusbuben wissen, was sie dem Gerichte schuldig sind.

Sie können ihre Schandtat mit großer Gewissenhaftigkeit verüben, wenn sie nur „Notwehr“ vorschützen. Deshalb sind die dreißig Sengels, die den Kaufmann Schnapp anstießen und mißhandelten, natürlich auch in „Notwehr“ gewesen. Und weil der Kaufmann Schnapp, der seines Abzeichens in den Farben des Reiches wegen angefallen wurde, in höchster Not zur Schutzwehr griff, deshalb fällt die Rechtspreffe einmütig über ihn her. Er wird — der Wahrheit zuwider — als ein „Reichsbannerheld“ dargestellt (obwohl er dem Reichsbanner gar nicht angehört) und mit dieser Bezeichnung kann jeder moralischen Mißhandlung durch die Stahlgelm-Beister ausgeliefert.

Inzwischen befindet sich Herr Schnapp in Polizeigewahrsam, nachdem er sich selbst der Polizei gestellt hat und nachdem eine große Anzahl von Zeugen sich gemeldet hat, die bestätigen, daß Schnapp schwer mißhandelt worden ist, bevor er zum Revolver griff. Aber der vernehmende Richter beim Polizeipräsidium, ein gewisser Dr. Strudmann, lehnt die Beantwortung Haftentlassung ab, weil, nach seiner Meinung, Schnapp sich seiner Verfolger mittels eines Gummihütchens hätte erwehren sollen. Und da man diesem Richter glaubhaft macht, daß der Mann, der einen Ausflug in den Brunwald machen wollte, gar keinen Gummihütchen besitze, gibt Strudmann die salomonische Weisheit von sich: Dann hätte er eben andere Mittel anzuwenden oder mit einem Auto davonfahren müssen. . . .

Inzwischen haben sich bei der Polizei und dem Verteidiger, Rechtsanwalt Dr. Brandt, weitere unbeeidigte Zeugen, die die Mißhandlung Schnapps durch die Gesellschaft völkisch-nationaler Krowdes bestätigen, gemeldet. Darunter die Insassen des Autos und zwei Straßenbahnkontrolloren, die den ganzen Vorfall mit angesehen haben. Der Verteidiger wird Haftbeschwerde bei der Strafkammer einlegen. Wir wissen freilich nicht, ob die zuständige Kammer in diesem Fall identisch ist mit jener, die den völkischen Rohling Rehning wegen „Notwehr“ freigesprochen hat. Es wäre immerhin von Interesse, zu erfahren, wie diese Kammer sich im Falle Schnapp aus der Affäre ziehen würde. Zumal Schnapp kein Hakenkreuz, sondern nur ein Bändchen in den Farben der deutschen Nation getragen hat.

Niedriger hängen wollen wir hier eine Darstellung der „Deutschen Tageszeitung“, die sich seinerzeit dadurch berühmt gemacht hat, daß sie den feigen Mordversuch an unserem Genossen Scheidemann als das „Attentat mit der Richterspritze“ verhöhnte. Dieses in völkischen Mordaffären so wohlbewanderte Organ der Landbündler bringt die „Zeugenaussagen“ zweier Damen, die angeblich von einem Kaffeegarten aus beobachtet haben, wie Schnapp ohne jeden Anlaß, von niemanden angegriffen oder provoziert“, den jungen Döble niedergeschossen habe! Diese Affektantenauslage begleitet die Richterspritzenzeitung mit der Behauptung: „Es steht also fest: der sechszehnjährige Werner Döble ist von einem blindwütigen Republikaner niedergeschossen worden aus dem einzigen Grunde, weil er einer nationalen Gruppe angehörte.“

Diese unverfälschte Lüge wird an dem Tage verbreitet, an dem Hindenburg den republikanischen Verfassungstag feiern soll!

Neue Kuppelzenen im Berliner Westen.

In später Abendstunde wird uns gemeldet:

Heute abend fand in der Hochschule für Musik in der Hardenbergstraße die Feier der Ministerien statt. Bei Beendigung der Feier um 11 Uhr erschienen vom Rie her etwa 200 Hakenkreuzler, die von der Polizei nach dem Steinplatz abgedrängt wurden. Sie sangen dort mit Reichsbannerleuten in Jütl eine Schlägerei an, und als die Schlägerei in vollem Gange war, rückte die Polizei zu Fuß und zu Pferde dazwischen und versuchte, die Demonstranten auseinanderzutreiben. Einige leisteten dem nicht sofort Folge und wurden verlegt. Die Demonstranten zogen darauf weiter die Hardenbergstraße entlang und demonstrierten vor dem Lokal „Barberina“, wo jedoch durch das energische Eingreifen des Polizeioffiziers des Reviers 128 weitere Ausschreitungen verhindert wurden. Sie zogen darauf weiter und demonstrierten vor dem Romanischen Café, wo sie wiederum von der Polizei zerstreut wurden. Vor diesem Café tat sich besonders ein Angehöriger der Marinestation Offize hervor. Die Unruhen dauern gegen 11½ Uhr noch an.

Aufhebung des Beamtenabbaus.

Preußen will ihn einstellen.

Der amtliche Preussische Pressedienst teilt mit:

Das Staatsministerium beabsichtigte, dem Landtage unmittelbar nach dem Erlaß des Reichsgesetzes über die Einstellung des Personalabbaus einen im Finanzministerium bereits vorbereiteten Gesetzentwurf vorzulegen, der auch für die gesamte öffentliche Verwaltung Preußens in Übereinstimmung mit den Vorschriften des Reichs die Einstellung des Abbaus vorsieht. Diese Absicht kann infolge der verspäteten Verabschiedung des Reichsgesetzes nicht verwirklicht werden, da der Landtag zurzeit nicht verammelt ist.

Da eine Benachteiligung der preussischen Beamtenschaft aus der Verzögerung der gesetzlichen Regelung in Preußen nicht entstehen soll, steht sich das Staatsministerium, um einer Benachteiligung der preussischen Beamtenschaft vorzubeugen, veranlaßt, seiner Auffassung dahin Ausdruck zu geben, daß in Zukunft von den Vorschriften der Preussischen Personal-Abbau-Verordnung, soweit sie darauf abzielen, Beamte gegen ihren Willen

Kommunistische Zersetzung.

Auß der mitteldeutschen Hochburg der KPD.

Schon seit längerer Zeit berichten wir über die Zerfallserscheinungen der KPD, die sich gerade in deren hauptsächlichsten Domänen, in Halle und Mitteldeutschland, zu zeigen beginnen. Vor allem verwiesen wir schon im Vorjahre darauf, daß Schölem und Konforten eine Reihe ehrlicher Funktionäre einfach abspagte, weil sie die „Bolschewisierung“ der kommunistischen Partei als Wahnsinnesprojekt nicht mitmachen wollten. Das betraf u. a. die bekannten Kommunisten Schönant und Finkelmeier in Halle. Schönant erhielt zu dieser Zeit einen Kaulkorb und durfte nicht mehr reden. Finkelmeier wurde seines Postens als Redakteur im kommunistischen „Klassenkampf“ enthoben, wurde aber später Redakteur an einer nicht offiziell kommunistischen Zeitung, dem „Mitteldeutschen Echo“. Herausgeber dieses Blattes war der frühere Unabhängige Karl Kürbs-Halle. Bei aller politischen Berranntheit dieser Leute wird man ihnen die politische Ehrenhaftigkeit nicht absprechen können.

Anders die Zentrale der KPD. Nach einiger Zeit stellte sich nämlich heraus, daß dieses nicht bolschewistische Blatt allmählich die Scharen der so gut organisierten bolschewistischen Leser an sich zog. Es kam daher zum völligen Bruch, denn die halle'sche Zentrale der KPD, merkte sowohl an den Mitgliedern wie an dem Leserschwand, daß die „Bolschewisierung“ der Partei das schärfste Experiment gewesen ist, das sie machen konnte. Es interessiert insbesondere, zu hören, daß der Mitgliederbestand im Bezirk Halle-Merseburg, wo die kommunistische Partei im Jahre 1923 noch 28 000 organisierte Mitglieder hatte, wovon allein auf Halle 8000 trafen, in ganz Mitteldeutschland auf die Zahl von nur 8000 Mitgliedern zusammenschmolzen ist. Die Zentrale schickte also unter der neuen Leitung einen Beauftragten nach Halle, wo mehrere hochnotpeinliche Gerichtsverfahren wider die „Verbrecher“ abgehalten werden sollten, um den Parteifall endgültig zu reinigen. Die Reinigungsprozedur hatte keinen Erfolg. Man versuchte zunächst in Güte, die Herausgeber und Redakteure des genannten Blattes noch einmal zu gewinnen. Später stellte man das Blatt unter Zensur. Da auch das nichts half, wurden in der letzten Schiedsgerichtsung der Redakteur Finkelmeier wegen seiner angeblichen antibolschewistischen Haltung aus der kommunistischen Partei ausgeschlossen. Damit ist die Fraktionsbildung in der KPD zur völligen Spaltung ausgeartet, denn es steht nunmehr fest, daß mit den beiden eine Anzahl ehrlicher Funktionäre der KPD, ihre Ämter niederlegt und außerdem eine Anzahl Arbeiter aus den Betrieben, die längst mit der Haltung der kommunistischen Parteizentrale nicht mehr einverstanden waren, die Fahne der KPD, endgültig verlassen werden.

Diese Entwicklung war vorausgesehen. Nur konnte man nicht glauben, daß die Entscheidung so rasch fallen würde. Sie interessiert um so mehr, als man als Erfolg für die abgebauten Richtbolschewisten sofort andere Männer bei der Hand hatte. So erschlief vor einigen Wochen in Halle ein Herr „Wiso“, entfernte die Ausgeschlossenen zwangsweise, um in dem Vorzeilensaden der Redaktion ein Nest zu hausen und die in Frage kommende Zeitung „Das Mitteldeutsche Echo“ mit rein kommunistischen Artikeln allerübelster Art zu füllen. Das war so schlimm, daß die Parteizentrale der KPD, eingreifen mußte, um den allzu raschen Leserschwand dieses Blattes zu verhindern. Gleichwohl brähte man es fertig, die Öffentlichkeit zu belügen, über die wahren Vorgänge im Unklaren zu lassen und die hinausgemorstenen Kürbs und Finkelmeier äußerlich weiter als verantwortlichen zeichnen zu lassen. Das führte zu einem Prozeß vor dem halle'schen Gericht, der am 4. August verhandelt wurde. Es kam zu hoch-

in den einstweiligen Ruhestand zu versetzen oder zu entlassen, kein Gebrauch mehr gemacht werden soll. Eine entsprechende Anweisung ist an die Behörden ergangen. Ebenso ist angeordnet worden, daß die Vorschriften der Personal-Abbau-Verordnung über die Kürzung von Versorgungsbezügen bei Privateinkommen mit Wirkung vom 1. August 1925 ab bis auf weiteres nicht anzuwenden sind.

In dem Gesetzentwurf, der dem Landtage unmittelbar nach seinem Wiederzusammentritt vorgelegt werden wird, wird im übrigen darauf Bedacht genommen werden, daß die Beamten durch die spätere gesetzliche Regelung gegenüber den Reichsbeamten nicht benachteiligt werden.

Wohnungsfürsorge.

Bauerleichterung für Kinderreiche und Kriegsbeschädigte.

Der preussische Wohlfahrtsminister hat eine Ausführungsverordnung zu dem Beschluß des Landtags erlassen, der 20 Millionen Mark zur Verfügung stellt, um minderbemittelten kinderreichen Familien (vier Kinder und mehr) für Wohnungsbau neben den Hauszinssteuerhypotheken Beihilfen zum gleichen Zinsfuß zu geben. Außerdem sollen bei Wohnungsbauten für minderbemittelte kinderreiche Familien und für minderbemittelte Familien Schwerkranker, insbesondere erblindeter Krieger, die Hauszinssteuerhypotheken bis auf 90 Proz. der Gesamtkosten oder auf den vollen Betrag der reinen Baukosten erhöht werden können. Voraussetzung ist dabei allerdings, daß durch diese Sonderbewilligungen keine erhebliche Beeinträchtigung des Gesamtauprogramms der Gemeinden herbeigeführt wird. Liegen in einer Gemeinde besonders viele Anträge auf Gewährung der Zuzahlungshypothek vor, so werden zuerst die Familien mit den meisten Kindern und die Kriegsblinden berücksichtigt.

Die Zuzahlungshypotheken sind in erster Linie gedacht als eine Erleichterung beim Bau von Eigenheimen. Sie sollen aber auch gewährt werden, wenn es sich um die Errichtung von Genossenschaftswohnungen handelt. In diesen Fällen müssen sich aber die Genossenschaften verpflichten die Wohnungen an minderbemittelte Schwerkrankerbeschädigte oder an kinderreiche Familien abzugeben. Die Vermietung an solche Familien muß für mehrere Jahre sichergestellt sein. Erst wenn die Zuzahlungshypothek abgetragen ist, erlischt diese Verpflichtung der Genossenschaften.

Stellen diese Beschlüsse auch eine erhebliche Verbesserung im Vergleich mit den früheren Verhältnissen dar, so wird es doch gerade den Kreisen, für die diese Erleichterung bestimmt ist, besonders schwer fallen, die restlichen 10 Prozent auszubringen. Die Einzahlungen, die heute auch von den Baugenossenschaften gefordert werden müssen, wenn sie Wohnungen abgeben, sind so hoch, daß es den meisten Proletariern nicht möglich ist, sie aufzubringen. Für kinderreiche Familien und für Schwerkrankerbeschädigte liegen die Verhältnisse noch ungünstiger. Selbst bei bescheidenen Ansprüchen belaufen sich die aus eigenen Mitteln aufzubringenden 10 Proz. auf 1100 bis 1300 M. für eine Zwei- bis Dreizimmerwohnung. Der Bau eines eigenen Häuschens erfordert einen noch etwas höheren Betrag.

dramatischen Szenen. Die kommunistische Partei hatte ihre Vertreter entsandt, die unter der Aufsicht harmloser Geschäftsführer deren verderbliche Ziele zu verfolgen hatten. Da es zu einer Einigung nicht kam, auch die jetzige kommunistische Bezirksleitung bzw. deren kommunistischer Beauftragter Wiso behauptete, überhaupt nicht Kommunist zu sein und aus diesem Grunde berechtigt zu sein, das Blatt weiterszuführen, konnte der amtierende Amtsrichter jetzt noch zu keinem Entschluß kommen und vertagte die Sache auf einige Tage.

In dem echten Bolschewisten Wiso löste dies Butanfalle aus. Nach Beendigung der Sitzung stürzte er auf den harmlos durch die Gerichtsgänge schreitenden Kürbs, beleidigte ihn, und als dieser sich die Beleidigungen verbat, stürzte sich Wiso auf ihn, schmetterte ihm die Faust ins Gesicht, trat ihn mit den Füßen in den Unterleib, so daß Kürbs, ein Mann von etwa 60 Jahren, zusammenbrach und von seinen Freunden fortgebracht werden mußte. Bei dieser Sachlage kann man gespannt sein, wie in Mitteldeutschland die Lage der KPD. werden wird.

Es steht fest, daß bereits die anderen Bezirke, in denen scharfe Opponenten gegen die jetzige Zentrale vorhanden sind, mit dem Vorgehen der nunmehr in Halle ausgeschlossenen sympathisieren. Den bekannten kommunistischen Agitator Schönant hat man bisher nicht ausgeschlossen. Es wird jedoch in Parteikreisen der KPD. offiziell verbreitet, daß nunmehr Schönant an der Reihe sei. Bisher ist man davor zurückgeschreckt, weil gerade hinter Schönant, der als ehrenhafter und objektiver Mann auch außerhalb seiner Parteigenossen bekannt ist, zahlreiche kommunistische Kreise stehen, die mit ihm gehen werden.

Kommunistische Spaltungsarbeit.

Tagung der proletarischen Freidenker.

Leipzig, 10. August. (Eigener Drahtbericht.) Die Gemeinschaft proletarischer Freidenker hielt am Sonnabend in Leipzig unter dem Vorsitz von Theo Mayer eine außerordentliche Hauptversammlung ab, die von etwa 50 Delegierten besucht war. Zweck der Tagung war eine Klärung der Verhältnisse innerhalb der Gemeinschaft und ein Ueberwinden der schweren Krise, die sie in den letzten Monaten durchgemacht hatte. Der Vorsitzende stellte zunächst fest, daß die besonders geladenen Angestellten Wolf und Wagner nicht erschienen waren. Otto Lorenz vom Hauptvorstand gab ein Bild vom dem Treiben, das ein wilder kommunistischer Hauptvorstand sich unter der heuchlerischen Maske von Einigungsbestrebungen erlaube. Das ging schließlich so weit, daß am 1. und 2. August eine geheime wilde Hauptversammlung alle führenden sozialdemokratischen Mitglieder der Gemeinschaft ausschloß. Das Bestreben dieses wilden Hauptvorstandes geht jetzt nur noch dahin, die Mitglieder um ihr Vermögen zu prellen. Man ist deshalb auch nicht davor zurückgeschreckt, die Geschäftsräume mit dem roten Frontkämpferbund zu besetzen. Bei all dem konnte festgestellt werden, daß allein von den 20 000 Mitgliedern in Groß-Leipzig 60 Prag, hinter dem rechtmäßigen Hauptvorstand stehen.

Am Sonntag wurde ein neues Organisationsstatut genehmigt und der Beschluß gefaßt, daß dieses für sämtliche Mitglieder der Gemeinschaft proletarischer Freidenker bindende Rechtsgültigkeit hat. Wo sich Landesverbände, Bezirke oder Ortsgruppen weigern, das Statut und die Beschlüsse der Hauptversammlung anzuerkennen, sollen sofort rechtmäßige Bezirke und Ortsgruppen gebildet werden. Außerdem wurde die Eintragung der Gemeinschaft in das Vereinsregister beschlossen. Als erster Vorsitzender wurde Gewerkschaftsangehöriger Adolf Müller, als zweiter Theo Mayer gewählt.

Gegen die Barbarei der Ausweisungen.

Eine sozialistische Stimme zur Optantenfrage.

Warschau, 11. August. (B.Z.) Der polnische Sejmabgeordnete Diamand schreibt im sozialdemokratischen „Robotnik“ über die Optantenfrage: „Herr Raekenbeek hat durch seinen Schiedspruch Deutschland und Polen einen wahren Bärendienst geleistet. In halb-wilden Ländern, wo das Zusammenleben von Personen verschiedenen Glaubens oder verschiedener Nationalität zu Mord und Totschlag führt, ist die Ansiedlung von nationalen oder religiösen Minderheiten notwendig, um ein gegenseitiges Morden zu verhindern, wie es in Griechenland und Bulgarien geschieht. In Kulturländern dagegen ist die Vernichtung von Tausenden von Existenzen, das Hiniauswerfen von Menschen aus ihrer Umwelt, in welcher sie gelebt haben, eine Barbarei, die sich vom moralischen Tiefstand des gegenseitigen Mordens von Halbwildern nur wenig entfernt. Herr Raekenbeek hat kein Recht gehabt, die polnische oder die deutsche Nation wie Balkanvölker einzuschlagen. Es besteht kein Zweifel, daß Polen im Recht ist, wenn es die Optanten ausweist. Polen hat dieses formale Recht in seinem vollen Umfange genau so wie es Deutschland hat. Aber formal war schließlich auch Schieds in seinem Rechte.“

Diamand wendet sich dann entschieden gegen die Politik der polnischen Regierung, die unter dem Druck der nationalistischen Kreise die Optantenausweisungen durchgeführt hat. Der staatliche und nationale Nutzen, den Polen durch die Optantenausweisung davongetragen habe, sei gering. Dagegen seien die Schäden, die die polnische Politik dadurch erlitten habe, sehr bedeutend. Eine Regierung, die sich zwar von den wahrhaften Interessen des Staates Rechenschaft gebe, gleichzeitig aber dem Druck der Unverantwortlichen und Untertanen unterliege, veräume ihre Pflicht.

Der Drusenaufstand.

Paris, 11. August. (Eigener Drahtbericht.) Der telegraphische Bericht, den General Sarrail auf Verlangen des Kriegsministeriums über die Ereignisse in Syrien erstattet hat, war am Montagmorgen nur zu einem Teil in Paris eingetroffen. Sarrail bestätigt darin im wesentlichen die Richtigkeit der durch Meldungen aus englischer Quelle bekannnten Tatsachen, gibt aber gleichzeitig den Ueberzeugung Ausdruck, daß es sich um einen lokalen Zwischenfall ohne ernstlichere Folgen handle. Ueber die Höhe der französischen Verluste und über die noch immer ungeläutete Lage der französischen Garnison von Souaida enthält das Telegramm Sarrails keine Angaben.

Auch der am Montag abend eingetroffene zweite Teil des Sarrailschen Berichtes enthält keinerlei Angaben über die Höhe der französischen Verluste bei den letzten Kämpfen mit den Drusen. Er beläßt lediglich, daß die Kolonne des Generals Michaud nach dem Verlust ihres Trains sich unter heftigen Kämpfen nach Ezra habe zurückziehen müssen. Der Gegner habe die Grenze des Siebel-Drus jedoch nicht überschritten. Die französische Garnison Souaida sei wiederholt angegriffen worden, hätte aber nur geringe Verluste.

Gewerkschaftsbewegung

Zu den Verhandlungen im Baugewerbe.

Die Antwort auf die verlagte Generalaussperrung.

Heute beginnen die Schlichtungsverhandlungen für die verschiedenen Bezirke des Baugewerbes, die sich gegenwärtig im Kampf befinden. Die Unternehmer haben sich wohl bereit erklärt, die angekündigte Generalaussperrung bis nach den Verhandlungen zu verlagern, jedoch die Drohung mit der Generalaussperrung als Druckmittel bei den Verhandlungen aufrechterhalten.

Wir möchten von vornherein darauf aufmerksam machen, daß diese Drohung ihren Eindruck verfehlen dürfte. Die Bauarbeiter verfügen über starke Gewerkschaftsorganisationen, die mehr als einen schweren Kampf siegreich bestanden haben. Wir erinnern nur an die Generalaussperrung im Jahre 1911, die mit einer Niederlage der Unternehmer ausging. Heute ist die Situation der Unternehmer nicht so, daß sie auch nur annähernd eine Kraftprobe gleich der im Jahre 1911 durchhalten könnten.

Wir erinnern schließlich daran, daß der ADB, wie wir in unserer gestrigen Abendausgabe bereits mitteilen konnten, eine außerordentliche Bundesauskunftung einberufen hat, die sich insbesondere mit der angekündigten Generalaussperrung im Baugewerbe und den Abwehrmaßnahmen gegen den geplanten Schlag des Bauunternehmens befassen wird. Wenn die Bauunternehmer es auf einen Großkampf abgesehen haben, dann werden sie die Arbeiterschaft zum Gegenschlag gerüstet finden. Die Bauunternehmer würden gut tun, sich die Folgen des Vorgehens zweimal zu überlegen.

Zur Tarifbewegung in der Holzindustrie.

Der Schiedspruch vom 31. Juli besagt ausdrücklich, daß ein Arbeitnehmer, der bisher einen Tariflohn von 95 Pf. hatte, in Zukunft 1,03 M. erhalten soll, wogegen derjenige Arbeitnehmer, der bisher schon einen Lohn von 1,03 M. bekam, keinerlei Zuschlag zu beanspruchen habe. In ähnlicher Weise soll auch den Akkordarbeitern die Zulage nur unter gewissen Voraussetzungen gewährt werden. Aus diesen Gründen haben die Berliner Holzarbeiter durch ihre Ortsverwaltung den Schiedspruch abgelehnt. Die Vereinigten Verbände der Berliner Holzindustrie dagegen, haben beim Schlichter für Groß-Berlin die Verbindlichkeitsklärung dieses Schiedspruches beantragt. Bereits zu Montag, 10. August, waren die Parteien von dem Schlichter geladen. Unter Vorsitz des Herrn Dr. Grobeln fand eine nochmalige Aussprache statt, bei der die Gründe und Gegenstände erneut vorgebracht wurden.

Daß die Berliner Ortsverwaltung des Holzarbeiterverbandes alle Ursache hatte, den Schiedspruch abzulehnen, wird durch den Vorsitzenden der Vereinigten Verbände, Herrn Paeth, in seiner „Fragezeitung“ bestätigt. Er gibt nämlich dem Schiedspruch folgende Auslegung:

„Wir weisen unsere Mitglieder noch besonders auf Folgendes hin: Unter keinen Umständen dürfen andere und im besonderen keine betrieblichen Vereinbarungen getroffen werden, die diesen Schiedspruch abändern. Der Schiedspruch ist im Sinne unseres Vertrages und unserer ausdrücklichen Forderungen wenigstens insoweit gerecht geworden, als er — wie es in unserem Vertrage auch ausgedrückt ist — nur Mindest- und Durchschnittslöhne festsetzt, weil die Bemessung höherer wie Durchschnittslöhne Sache des einzelnen Betriebsinhabers ist.“

Ebenso bringt der Schiedspruch keine Verpflichtung zu prozentualen Zulagen auf alle Akkorde. Er bringt nur den Hinweis, daß diejenigen Akkorde, welche auf Grund der Akkordbestimmungen des Manteltarifvertrages ordnungsgemäß aufgebaut sind, sich entsprechend erhöhen sollen. Nicht aber eine Verpflichtung, wahllos alle Akkorde im gleichen Prozentsatz wie die Löhne zu erhöhen.“

Da der Schiedspruch diese Auslegung tatsächlich zuläßt, mußte er von den Holzarbeitern ohne Rücksicht auf die Lohnhöhe abgelehnt und seine Durchführung konsequent bekämpft werden. Mit den unglaublichen Mitteln versuchte Paeth als Vorsitzender seiner Organisation dem Schlichter klarzumachen, daß der Schiedspruch mit dieser Lohnhöhe „eine starke Belastung“ sei und erklärte, wenn Arbeitnehmer einen Zuschlag auf den bestehenden Lohn erhielten, könnte die Arbeitgeberorganisation im Rechtswege Schadenersatzpflichtig gemacht werden.

Es ist bestimmt anzunehmen, daß auch diese Einschüchterungsversuche sowie die sonstigen Demagogentücheln des Herrn Paeth beim Schlichter ohne Einfluß blieben, denn dieser wird aus dem ihm überreichten Material, aus dem hervorgeht, daß in allen übrigen Landesteilen, wo der Holzarbeiterverband Lohnverträge abgeschlossen hat, die gemachten Lohnzulagen auf alle bestehenden Löhne festgelegt worden sind. Schon aus diesen Gründen allein, ohne die Lohnhöhe zu bewerten, wird der Schlichter aus vertragsrechtlichen Gründen zur Ablehnung des Verbindlichkeitsantrages kommen müssen.

Die Arbeitgeber des Holzgewerbes sind mit diesem Schiedspruch allerdings zufrieden. Nach Herrn Paeth unterscheidet sich dieser Schiedspruch „sehr wesentlich und vorteilhaft“ von der Vereinbarung der Freien Vereinigung der Holzindustriellen zu Berlin, welche den Mitgliedern Zulagen auf alle bestehenden Löhne und außerdem eine prozentuale Erhöhung aller Akkorde auferlegt.“

Dieser Vobeshymne auf den Schiedspruch stellen die Berliner Holzarbeiter die schärfste Beurteilung gegenüber. Sie verlangen

von einem Unparteiischen die wirkliche Unparteilichkeit und die notwendige Sachkenntnis in der Beurteilung und Auslegung von Tarifverträgen. Diese Voraussetzungen fehlen in dem vorliegenden Schiedspruch.

Die Lohnbewegung im allgemeinen kann als abgeschlossen gelten, da mit 95 Prozent aller Betriebe Vereinbarungen erzielt worden sind, bei denen als Mindestzulagen die mit der Freien Vereinigung der Holzindustriellen zu Berlin abgeschlossenen Sätze zugestanden worden sind. Die Lohnzulagen bewegen sich zwischen 8 und 20 Proz., so daß aus diesen Gründen einer zwangswweisen Durchführung des Schiedspruches jede Grundlage entzogen ist. In einigen wenigen Betrieben mit insgesamt 209 Arbeitnehmern wird zwar noch gestreikt, doch ist auch hier mit der baldigen Wiederaufnahme der Arbeit zu rechnen, so daß die Lohnbewegung trotz Widerstrebens der Vereinigten Verbände und der von ihnen gemachten Schwierigkeiten als abgeschlossen gelten kann. In tarifrechtlicher Beziehung werden sich die Berliner Holzarbeiter bei einer nächsten Gelegenheit mit den Arbeitgebern auseinandersetzen.

Arbeitnehmer Groß-Berlins!

In verschiedenen Betrieben wurde unter Berufung auf einen angeblichen gemeinsamen Beschluß der SPD. und der KPD. die Parole ausgegeben, heute in einen politischen Generalstreik einzutreten.

Es sei daher ausdrücklich festgestellt, daß weder die SPD. noch der ADB, weder der Bezirksverband Groß-Berlin noch die Ortsauskünfte des ADB, und des AFA-Bundes mit dieser Parole irgend etwas gemein haben.

Unsere Partei- und Gewerkschaftsgenossen wissen also, was sie zu tun haben und werden irgendwelche Parolen unbeachtet lassen.

Die Ausperrung in den Berliner Mühlen.

Die Vertreter des Verbandes der Lebensmittel- und Getränkearbeiter haben gestern morgen verurteilt, den Konflikt in der Humboldt-Mühle beizulegen. Die Arbeiter der Mühle haben es jedoch abgelehnt, ohne die Gewährung einer Wirtschaftsbeteiligung die Arbeit wieder aufzunehmen. Die angekündigte Ausperrung ist dann im Laufe des Dienstags in allen Berliner Mühlen mit Ausnahme der Salomon-Mühle, der Hafenmühle und der dem Arbeitgeberverband nicht angeschlossenen Klostermühle in Spandau durchgeführt worden. Die Unternehmer haben es also vorgezogen, die an sich berechtigten Forderungen der Arbeiter durch eine Ausperrung zu beantworten, anstatt durch Verhandlungen mit der Organisation den Konflikt beizulegen. In Frage kommen bis jetzt etwa 400 Ausgesperrte.

Verhandlungen in der chemischen Industrie Berlins.

Der Fabrikarbeiterverband teilt uns mit, daß die Unternehmer sich zu Verhandlungen bereit erklärt haben, die am Sonnabend vor sich gehen werden.

Mit Rücksicht auf seine tarifliche Bindung, insbesondere aber mit Rücksicht auf diese Verhandlungen richtet der Verband an die Belegschaften der Berliner chemischen Industrie die Aufforderung, von weiteren Arbeitsniederlegungen abzusehen und die Verhandlungen nicht zu komplizieren.

Bei dieser Gelegenheit möchten wir die noch immer unorganisierten Arbeiter in der chemischen Industrie an ihre Organisationspflicht erinnern. Der geltende Lohnsatz wäre bei seinem Abschluß zweifellos günstiger für die Arbeiter ausgefallen, wenn sie geschlossen als Tarifkontrahent den Unternehmern gegenüberstanden. Auch für die künftige Gestaltung der Lohn- und Arbeitsbedingungen in der chemischen Industrie kommt es in erster Linie darauf an, daß die Gesamtheit der Arbeitnehmererschaft gewerkschaftlich organisiert ist. Schlimm genug, daß diese Einsicht auch heute noch nicht sämtliche Arbeiter dieser Industrie erfaßt hat. Es ist höchste Zeit, das bisher Versäumte nachzuholen.

Schwerer Lohnkonflikt in der Textilindustrie.

Chemnitz, 11. August. (Eigener Drahtbericht.) Eine umfangreiche Ausperrung, von der rund 150.000 Textilarbeiter betroffen werden dürften, droht die Textilindustrie Mittel- und Westfalens stillzulegen. Die mittel- und westfälische Textilarbeiterschaft hatte die Lohnsätze bereits zum 5. Juni bzw. 4. Juli gekündigt. Bisher sind neue Lohnsätze nur für rund 25.000 Arbeiter zustande gekommen, und zwar durch Verbindlichkeitsklärung von Schiedsprüchen. Ein Schiedspruch des Schlichtungsausschusses Chemnitz für die übrige Arbeiterschaft wurde von den Gewerkschaften abgelehnt, da die Lohnhöhe zu gering war und bis zum 31. März 1926 Geltung haben sollte. Der Schlichter für Sachsen erklärte den Spruch nicht für verbindlich, leitete aber sofort neue Einigungsverhandlungen ein. Diese fanden am 7. August im sächsischen Arbeitsministerium statt, scheiterten aber wiederum wegen zu geringen Entgegenkommens der Unternehmer. Inzwischen sind einige tausend Arbeiter der Baumwollspinnereien in den Streik getreten. Daraufhin droht der Arbeitgeberverband mit der Kündigung der übrigen Arbeiterschaft, so daß in 14 Tagen der größte Teil der Textilindustrie Mittel- und Westfalens zum Stillstand kommen dürfte.

Zur Ruhrbergbaukrise.

Eine Denkschrift des Bergarbeiterverbandes.

Bochum, 11. August. (Eigener Drahtbericht.) Der Bergarbeiterverband hat beschlossen, die an den Reichsanwalt gerichtete Denkschrift des Zechenverbandes über die Ruhrbergbaukrise und die in ihr vorgeschlagenen Maßnahmen zur Entlastung des Ruhrbergbaues zu beantworten und der Reichsregierung den Standpunkt der Gewerkschaften in einer Denkschrift zu unterbreiten. Schon jetzt wartet der Bergarbeiterverband die Reichsregierung vor den Gedankenängsten der Unternehmer, da deren Durchführung eine weitere Verschlechterung der Existenzbedingungen der Bergleute bedeuten würde. Alle derartigen Maßnahmen würden auf entschiedenen Widerstand der Gewerkschaften stoßen.

Der Bankangestelltenstreik in Frankreich.

Paris, 11. August. (Eigener Drahtbericht.) Die Unterredung zwischen dem französischen Ministerpräsidenten und den Pariser Bankdirektoren am Montag scheint keine Aussicht auf eine rasche Beilegung der Streikbewegung der Bankangestellten eröffnet zu haben. Die amtliche Meldung betont lediglich, daß der Ministerpräsident auf die gefährlichen Folgen hingewiesen hat, die eine Fortdauer des Streiks für die zur Auszeichnung ausliegende Goldbanknote haben könnte. Von einer Bereitschaft der Bankleitungen zu irgendwelchen Zugeständnissen ist noch immer nicht die Rede. Dagegen hat das Streikkomitee mehrfach betont, daß die Bankangestellten bereit seien, die Arbeit wieder aufzunehmen, sobald eine Gehaltserhöhung von 100 Fr. pro Monat für alle Gruppen der Angestellten und eine sich der Teuerung automatisch anpassende Gehaltsskala von den Direktoren bewilligt sei. Die Erörterung für alle anderen von den Streikenden aufgestellten Forderungen konnte bis nach Wiederaufnahme der Arbeit verschoben werden. Um die Bewegung auszudehnen und zu verstärken, haben die Streikenden ein Zentralkomitee gebildet, das aus je zwei Vertretern der sozialistischen, katholischen, unabhängigen und kommunistischen Gewerkschaft der Bankangestellten sowie je einem Vertreter des Pariser Streikkomitees und der Streikenden in der Provinz zusammengesetzt ist.

Der belgische Metallarbeiterstreik geht weiter.

Brüssel, 11. August. (Eigener Drahtbericht.) Die Urabstimmung unter den streikenden Metallarbeitern über das zu standgekommene Kompromiß ergab dessen Ablehnung mit 17401 gegen 9015 Stimmen. Demgemäß beibehielt die Leitung des Metallarbeiterverbandes, den Kampf fortzusetzen. Gleichzeitig aber soll die paritätische Kommission, vor der der Kompromißvorschlag zustande kam, wieder einberufen werden, um die durch den Ausgang der Urabstimmung geklärte Lage zu besprechen.

Verbandstag der Lithographen.

Köln, 11. August. (Eigener Drahtbericht.) Am Montag wurde hier der Verbandstag der Lithographen, Steindrucker und verwandter Berufe im städtischen Volksgarten eröffnet. Es wurde beschlossen, zur Unterstützung der im Streik befindlichen belgischen Kollegen aus der Verbandskasse pro Mitglied 1,50 M. dem belgischen Verband zur Verfügung zu stellen. Nach einstimmiger Annahme der Entschließung gegen die Zoll- und Steuervorlage der Reichsregierung erstattete für den Verbandsvorstand der Kollege Hah den Geschäftsbericht. Aus seinen Ausführungen ist zu entnehmen: „Wenn die Wirtschaft gebunden sein soll, müssen die Gewerkschaften als Organe in die Wirtschaftsverfassung und Betriebsräte in den Betrieb eingeschaltet werden. Das Betriebsrätegesetz ist noch sehr unzulänglich, es bedarf der Erweiterung. Leider aber hat die Arbeiterschaft es nicht verstanden, dieses Recht so auszunutzen, wie sie die Rechte ausgenutzt hat, die vor dem Kriege errungen waren. Unsere Stellung zu den allgemeinen Industrieverbänden ist die, daß der Zusammenschluß der Gewerkschaften zum Industrieverband eine Notwendigkeit ist.“

In der Aussprache ludte Ulrom-Berlin die kommunistische Gewerkschaftspolitik zu rechtfertigen. In längeren Ausführungen sprach dann Hermann Müller als Vertreter des ADB, zur Organisationsfrage. Er nahm die Arbeit des ADB in Schutz und verteidigte die Haltung des Bundesvorstandes in der Frage der Industrieorganisationen. Die Dismannsche Formulierung bedeute eine Gefahr für die Gewerkschaftseinheit, da sie den Kampf in die Gewerkschaften tragen werde. Die Mehrzahl der Diskussionsredner sollte der Tätigkeit des Vorstandes Anerkennung.

Straßenbahn-, Hochbahn- und Omnibusbedienstete!

Heute, Mittwoch, abend 7 Uhr im Saal 4 des Gewerkschaftshauses, Engel- ufer 24. Verammlung aller freigewerkschaftlicher Mitglieder. 1. Teuerung und Lohn; 2. Aussprache.

Deutscher Verkehrsverband, Zentralverband der Reichsbahnen und Seiler, Deutscher Metallarbeiterverband.

Wichtiges! Alle Beiratsleitungen werden hierdurch eingeladen, zu der Funktionärskonferenz am Freitag, den 14. August, nachmittags 1 Uhr, im Gewerkschaftshaus persönlich zu erscheinen. Weiter bitten wir die Beiratsleitungen, heißt es fern, daß am gleichen Tage abends 7 Uhr in allen Betrieben Besprechungen abgehalten werden. Auf der Verberatung über die zentrale Verhandlung stehen noch andere wichtige Fragen zur Beratung. Alle Mitglieder haben die unbedingte Pflicht, die Beiratsversammlungen zu besuchen.

Zentralverband der Zimmerer.

Verantwortlich für Inhalt: Ernst Reuter; Wirtschaft: Ernst Götter; Gewerkschaftsbewegung: Fr. Götter; Illustration: Dr. John Schömann; Postales und Contingent: Fritz Karstadt; Anzeigen: H. Götter; sämtlich in Berlin. Verlag: Vorwärts-Berlin G. m. b. H., Berlin. Druck: Vorwärts-Verlagsanstalt und Verlagsanstalt Paul Singer u. Co., Berlin SW 65, Unter den Eichen 1. Hierzu 1 Beilage und „Unterhaltung und Wissen“.

Große Reklame! Himbeer-Saft und Grieb

bis einschließlich Dienstag, den 18. August

Neue Ernte: Reichelt Himbeer-Saft Flasche 1.55, jetzt 1.30 M.
Neue Ernte: Reichelt Himbeer-Saft Flasche 0.50, jetzt 0.42 M.

Weizengrieb Pfd. 32, jetzt 27 Pf.
Hartgrieb (fein) Pfd. 36, jetzt 31 Pf.
Hartgrieb (grob) Pfd. 36, jetzt 31 Pf.

Eigene Fruchtsaftpresserei

Reichelt

146 Geschäfte

die Firma der guten Qualitäten bei billigen Preisen



Während der vierjährigen Kriegszeit haben bei uns wie auch in allen anderen beteiligten Ländern weite Kreise des Volkes die Achtung vor den Rechtsgütern ihrer Mitmenschen verloren. Jahrelang waren gewerksmäßige Einbruchsdiebstähle eine schwere Gefährdung der öffentlichen Sicherheit in Stadt und Land. Jetzt sind vor allem Kapital- und Intelligenzverbrechen an der Tagesordnung, so blühen die Münz- und Scheinfälschungen und die raffinierten Formen des Betruges. In mühevoller Arbeit bleibt die Kriminalpolizei dem Gegner ebenbürtig. Besonders die Verwendung der dastoploptischen Erfahrungen hat bei der Sicherung der Beweise schon oft erstaunliche Erfolge gezeigt. Vorbildlich für andere Verwaltungen ist die Einrichtung des Erkennungsdienstes im Berliner Polizeipräsidium, welcher seit langen Jahren unter der Leitung des Kriminal-Inspectors Dr. Schneiker steht, der zugleich Dozent für strafrechtliche Hilfswissenschaften an der Berliner Universität ist.

Der Fingerabdruck als Verräter.

Selten wird ein Verbrecher auf frischer Tat entdeckt und festgenommen, oft aber sind Verdächtige beobachtet, deren Person und Verbleib zunächst unbekannt sind. Später führt die Spur vielleicht auf bestimmte Personen, ohne daß ihnen etwas Sicheres nachgewiesen werden kann. Um den Beweis der Tat zu sichern, muß der Täter dann entweder bestimmt wieder erkannt werden, oder er muß durch Spuren am Tatort, am besten durch zufällige Fingerabdrücke überführt werden. Tatsächlich bedeuten Fingerabdrücke heute ein unbedingt sicheres Mittel zur Erkennung der Personengleichheit. Diese Ansicht gründet sich auf Erfahrungen, deren Anfänge bis ins Mittelalter zurückgehen. In China wurden Fingerabdrücke damals bereits

als Unterschriften gebraucht. Aber erst im 19. Jahrhundert brach sich die Erkenntnis Bahn, daß zwei Abdrücke verschiedener Menschen niemals gleich sind. Auch der Vererbungsgrad sind nur ähnliche Muster, niemals aber gleiche Formen fähig. Die Muster der Fingerringen sind in ihrer Anordnung und in ihren kleinsten Besonderheiten so vielfältiger Natur, daß bei Hunderttausenden von bisher angestellten Vergleichen noch alle unterscheidbar waren. Die Feststellung erfordert den Gebrauch einer scharfen Lupe und vor allem ein scharfes Auge. Der Erfolg hängt oft von der leichten Vergleichsmöglichkeit ab. Der Vergleich gestaltet sich verhältnismäßig einfach, wenn nur wenige bestimmte Personen in den Verdacht einer Straftat geraten und am Tatort zufällig Fingerabdrücke an Gläsern, Türen oder Gegenständen haften geblieben sind. — In einem Falle konnten auf frischer Tat entdeckte Geldschrankeinbrecher sich nur durch eilige Flucht retten. Dabei schlug die schwere Tür des Geldschrankes mit großer Gewalt zu und quetschte einem der Beteiligten einen Daumen ab. Dieser blieb zurück und wurde zum Verräter, denn der Abdruck dieses Daumens war der Kriminalpolizei schon bekannt. Ein Mörder wurde einmal trotz eines sonst nur geringen Verdachtes dadurch ermittelt, daß blutige Fingerabdrücke an einer in der Stube der Leiche stehenden Glashaube genau mit denen des Verdächtigten übereinstimmten.

Der registrierte Fingerabdruck.

Aber meist ist die Sache bedeutend schwerer, oft ist direkt niemand verdächtig. Deshalb sammeln die Behörden die Fingerabdrücke aller gewerksmäßigen Verbrecher und finden immer neue Vergleichsmöglichkeiten. Es läßt sich denken, daß in den letzten Jahren eine gewaltige Vergrößerung des kriminalistischen Arbeitsgebietes für Fingerabdrücke erforderlich war. So zählt der Erkennungsdienst der Reichszentrale, die dem Berliner Erkennungsdienst untersteht, über eine Viertel Million Fingerabdruckkarten aus dem ganzen Reiche. Da sie nach bestimmten Formeln, die auf eine mehr oder minder große Ähnlichkeit hinweisen, geordnet sind, ist der Vergleich erleichtert und zugleich das Herausfinden eines bestimmten Blattes zu verbrecherischen Zwecken dem Richtschaffmann unmöglich. So scheiterte der eleganteste Einbrecher aus Halensee, Bernotat, bei der radikalen Vernichtung seiner kriminellen Vorgänge, daran, daß es dem bestochenen Kriminalassistenten Bickbold nicht möglich war, neben den Sitraftakten und dem Lichtbild auch diese Fingerabdruckkarte zu vernichten. — Sind am Tatort nur wenige und undeutliche Abdrücke gefunden, so müssen häufig Hunderte von Bogen verglichen werden, bis eine Entlarvung möglich ist. In Einzelfällen ist die Arbeit von Wochen und Monaten erforderlich gewesen. Besonders wichtig sind die Fingerabdrücke zur Überführung von Zeugnern, die bekanntlich selten ihren richtigen Namen führen. Dit wissen sie ihn auch selbst nicht, so daß sorgfältige Verwechslungen vorkommen. Es wird deshalb jeder Zeigener, der mit der Polizei in Berührung kommt, von dieser „getauft“, d. h. er bekommt einen Namen, dessen er sich stets zu bedienen hat, andernfalls er sich straf-

bar macht. Eine besondere Zeigenerkartothek befand sich in München, sie ist allerdings in der Zeit der Revolution stark beschädigt worden, aber die eigentliche Sammlung der Fingerabdrücke für Zeigener ist erhalten geblieben und vom Reiche übernommen.

Jeder einzelne kann, so das Schicksal will, schon heute oder morgen durch ein Verbrechen betroffen werden. Wenn man Fingerabdrücke findet, die von dem Täter herrühren können, so wird man es vermeiden, diesen Gegenstand unnötig zu berühren, da man da-



Der Handschuh soll schützen

durch noch unzählige eigene hinzufügen würde. Immer ziehe man schleunigt die Kriminalpolizei zu Rate. Diese hat auch auf Erpresserbrieffen, die sofort dem Erkennungsdienst eingeliefert wurden, noch Fingerabdrücke durch ein chemisches Verfahren sichtbar machen können und den Täter dem Gericht überführt. Allerdings ist dies nur möglich, wenn ein solcher Brief schonend behandelt wird und vor allem nicht erst am abendlichen Stammtisch von Hand zu Hand geht.

Die neuen dreirädrigen Kraftfahrzeuge.

Ueber die Zulassung der neuen dreirädrigen Kraftfahrzeuge (Motorräder mit Seitenwagen) für den öffentlichen Kraftfahrzeugbetrieb hat der Polizeipräsident Sondervorschriften erlassen, welche die Vorschriften der Kraftfahrzeugordnung vom 12. Januar 1923 ergänzen. Nach diesen Vorschriften gilt die Zulassung nur probeweise bis Ende Dezember 1926 und lang zurückgezogen werden, wenn die Fahrzeuge nicht bis 1. Januar 1926 in Betrieb gestellt worden sind, wenn gegen die Sondervorschriften verstoßen wird oder wenn sich ergibt, daß die Fahrzeuge nicht den Anforderungen an die Verkehrssicherheit genügen. Die Grundgebühr des Fahrpreises beträgt 30 Pf., und für jede weiteren 10 Pf. fährt man eine doppel so lange Strecke wie mit den großen Kraftfahrzeugen. Andererseits beträgt die Wartungsgebühr die Hälfte des für große Kraftfahrzeuge festgesetzten Betrages. Ein entsprechend eingerichteter Fahrpreisanzeiger wird an der Verbindungsstange zwischen Motorrad und Seitenwagen befestigt. An der Rückwand des Beiwagens ist ein beleuchtetes Erkennungszeichen vorgegeben. Der Anstrich des Wagens ist dunkelgrün, mit einer schwarz und weiß karierten Borte, oberhalb der Borte schwarz, das Dach weiß oder schwarz. Der Sozius darf von den Fahrgästen nicht benutzt werden.



Eine Spur, die für den Täter verhängnisvoll ist

Das unbegreifliche Ich.

Geschichte einer Jugend.
Roman von Tom Kristensen.

(Berechtigte Uebersetzung aus dem Dänischen von F. E. Vogel.)
Es war Edith, die Tochter der Kirchendienerin, die aus der Schule kam. Ihre schwarze Tasche hatte rote, blanke Ecken, wie alle Mädchenstaschen.
„Was machst du hier?“ fragte sie mütterlich. Sie wollte mich immer gern an der Hand nehmen und mit mir spazieren gehen, doch ich hatte mich dem stets widersetzt; denn sie war strenger als Mutter. Sie hatte zwei weißblonde, starre Zöpfe mit blauen Bändern.
„Was machst du hier, wirst du es mal gleich sagen?“ kommandierte sie.
Ich stand mit den Händen auf dem Rücken und sah zu ihr auf. Sie war elf Jahre.
„Wirst du es mal sagen!“ wiederholte sie.
Über plötzlich begann ich mich vor mir selbst zu schämen und bekam einen roten Kopf. Ich griff zu der ersten besten Ausrede und ich sagte: „Ich habe den Späßen Salz auf den Schwanz gestreut.“
„Kann ich mal sehen? Hast du denn Salz in der Hand, kleines Schaf!“
„Das Salz liegt da auf dem Dam.“
„Und du hast es deiner Mutter fleibigt!“
„Nein, das habe ich nicht getan.“
„Kann ich mal deine Hand sehen? Zeig her! Da sieh mal, du hast einen Lügenfleck, einen großen, dicken Lügenfleck auf deinem Nagel.“
„Der war schon gestern da, den habe ich bloß bekommen.“
„So, meinst du das? Es ist gewiß am besten, wenn du jetzt mit mir nach Hause gehst — ich werde mit deiner Mutter reden.“ fügte sie hinzu und machte die Stimme der Kirchendienerin nach.
„Aber Einar sitzt unten auf dem Sankt Annaplatz und will mich verfeilen.“
„Es heißt nicht verfeilen! Und wenn du mit mir gehst, haut dich Einar nicht. Er soll es bloß mal versuchen, das Großmaul.“ rief sie hitzig und vergaß ganz ihren mütterlichen Ton. Dann wollte sie mich bei der Hand nehmen, doch ich zog meine Hand zurück.

Wir gingen die Bredgade hinunter; ich ein Stückchen hinter ihr her und ich untersuchte heimlich meine Nägel, schob die Haut herunter, um zu sehen, ob der neue weiße Lügenfleck, der ja kommen mußte, schon zu bemerken war. Aber ich konnte nichts entdecken.
Wir bogen auf den hellen Platz ein und gingen an Einar vorbei, der ein großes Taschenmesser hervorgezogen hatte und nun damit an der Bank herum schnitzte.
„Das darfst du nicht, Einar, sonst kommt der Schuhmann!“ rief Edith empört, „und den Waldemar mußt du auch zufrieden lassen!“
Einar trug einen Scheitel und das mit Wasser gekämmte Haar hing ihm stets in die Stirn. Ich hatte ihn immer bewundernd angesehen, wenn ich oben sicher hinter meinem Fenster saß.
Er sah uns an, ohne ein Wort zu sagen. Dann klappte er das Messer zusammen und indem er es in die Tasche steckte, lehnte er sich mit gespreiztem Körper hintenüber:
„Ich bin dir noch ein paar Mausechellen schuldig.“ sagte er zu mir.
„Einar, du läßt ihn zufrieden, verstehst du?“
„Ach, der Pimpelfrige! Warte nur, mein Freundchen, bis ich dich zu fassen kriege, dann kannst du was erleben!“
Und ohne die Antwort seiner Schwester abzuwarten, ging er zur Kirche hinüber, machte ein paar „Hopse“ sprünge über die Pflastersteine, als ob ihm alles gleich wäre und schlenderte dann weiter.
„Er hat sich doch nicht getraut.“ hohnlachte die Schwester und sah beschühmend auf mich herunter, „da siehst du’s!“
Aber ich hatte mich unwillkürlich etwas von ihr zurückgezogen; ich wollte kein Pimpelfrige sein. Ich betrachtete sie mir von hinten; ihre beiden struppigen Zöpfe und ihre mit einer Schleife zusammengebundene Schürze. Sie stand steifbeinig da und starrte dem Bruder nach.
Eine mächtige Wut stieg in mir auf und gleichzeitig damit ein Gefühl der Ohnmacht. Das meine Wut launisch werden ließ. Mein Rachegefühl bewegte sich im Zickzack. Klara hatte meine Kirsche zertreten, Einar hatte mich einen Pimpelfrigen genannt.
Ganz sachte machte ich die Schleife von Ediths Schürze auf, so daß die Bänder statierten; und ich empfand ein kühles Wohlgefühl, einen Drang zu unberechenbarer Grausamkeit.
„Komm mit nach oben.“ sagte Edith, „dann werde ich dir mal ein paar Bilder zeigen.“

Wir standen vor Mutters Laden mit den vielen Hüten.
„Du hast ja gar keine Bilder!“ sagte ich.
„Und ob ich welche habe, du wirst ja sehen! Komm nur mit nach oben, dann kannst du auch einen Kuchen kriegen.“
„Ich mache mir nichts aus Kuchen.“
„Na, denn nicht!“
Im selben Augenblick kam Klara in dem roten Kleid aus der Tür gegangen. Ihr Gesicht war unbeweglich, aber ihre Augen stützten in dem ruhigen Gesicht blitzschnell hin und her.
Sie ging dicht an uns vorbei und als sie grade neben Edith war, sagte sie: „Mit dem dummen Jungen spielst du, Edith? Na weißt du, der macht sich ja noch in die Hosen!“
Ich wurde rot und sah verwirrt an mir herunter; aber antworten konnte ich nicht. Ich merkte, wie mir die Tränen in die Augen stiegen. Ich hatte Lust loszuweinen, ganz laut loszuweinen, aber da sagte Edith:
„Klara ist ein ganz ungezogenes Mädel, du mußt dir nichts daraus machen, was sie sagt.“
„Ja und du bist ein dummes Mädchen, ein ganz dummes Mädchen!“ rief ich.
„Was sagst du da?“
„Ja, das stimmt!“
Und damit lief ich die Treppe herauf und in Mutters Laden.
Hier wartete die Schokolade auf mich. Sie stand auf meinem Tisch neben den bunten Bildern mit Jesus.
Während ich trank schielte ich zu den Bildern hin, etwas verlegen und betrübt. Jetzt war ich weiter von Jesus als je, fühlte ich.
Und ich fragte: „Mutter, wie alt war Jesus, als er merkte, daß — daß er Gottes Sohn war?“
„Ach, wie du auch fragst, Junge!“
2.
Waldemar hatte außer seinen Kollegen nur einen einzigen Bekannten, einen alten Dänen, der geiß vom Klima geworden war und Schlüßaugen bekommen hatte, weil er sie immer wegen der Sonne und vor dem Staub zusammenkniff.
Eines Abends trafen sie sich in einer Bar. Der Däne hatte den ganzen Nachmittag Whisky getrunken und sah nun schwer wie ein Buddha auf einem Stuhl. Große Schweißperlen drangen unter seinem Haar hervor, liefen über seine Stirn und sammelten sich in seinen Runzeln zu kleinen Bächen. Er sprach über tiefsinnigere Dinge als gewöhnlich.
(Fortsetzung folgt.)

Gegen den Terror völkischer Kämpel. Ein Erlaß des Berliner Polizeipräsidenten.

Der Polizeipräsident hat folgendes bestimmt:
In den letzten Tagen ist es in einigen besonders belebten Stadtbezirken zu Zusammenstößen von politischen Gegnern dadurch gekommen, daß geschlossene Trupps, Anhänger anderer Parteien auf offener Straße ohne Anlaß beschimpften und tätlich angriffen. Verschiedentlich ist dabei unter Bezugnahme auf den bedauerlichen Vorfall am letzten Sonntag vor der Alhambra auf dem Kurfürstendamm, dem leider ein junges Menschenleben zum Opfer gefallen ist, gerufen worden, das sei die Rache für die Erschießung des Döller. Ich weise darauf hin, daß strafbare Handlungen zu führen einzig und allein Aufgabe der Staatsgewalt, Polizei, Staatsanwaltschaft und Gerichte, ist, und in einem geordneten Staatswesen niemals in das Erntessen von Privatpersonen gestellt sein kann. Mit allen mir zu Gebote stehenden Mitteln werde ich dem Romdium, das unter dem Deckmantel politischer Betätigung die Straße unsicher macht, das Handwerk legen und Sorge tragen, daß ruhige Staatsbürger unbehindert und unbeflügelt in Berlin ihres Weges gehen können. Aufzüge, deren Teilnehmer erkennen lassen, daß sie nicht zum Zwecke friedlicher Demonstration zusammengekommen sind, sondern um Unfug zu verüben und Andersdenkende zu belästigen, werden von meinen Beamten rücksichtslos auseinandergetrieben werden. Auch werden den Teilnehmern gemäß eines Erlasses des Herrn Ministers des Innern Stöße und Waffen abgenommen. Die Beteiligten sehen sich zudem der Gefahr aus, wegen Landfriedensbruchs unter Anklage gestellt und schwer bestraft zu werden.
Wir hoffen, daß diese Verfügung sich als ausreichend erweisen wird, um das von uns kritisierte Verhalten einiger Polizeimannschaften und ihrer Offiziere im Westen, dem Treiben des völkischen Romdiums gegenüber, in etwas nachdrücklichere Bahnen zu lenken.

„Barmherzige Samariter“ und die Unbarmherzigen.

Nicht zum erstenmal wird mitgeteilt, daß sich bei plötzlichen Unfällen auf der Straße Leute einfinden, die unter der Maske der Hilfsbereitschaft den Verunglückten bestehen. Gestern versuchten es wieder zwei Gauner auf dem Potsdamer Bahnhof. Ein älterer Mann war ohnmächtig geworden und mitleidige Leute trugen ihn auf eine Bank und erfrischten ihn mit Wasser. Zwei andere Männer, die in der Nähe dieser Gruppe standen und das Liebeswerk mit kritischen Blicken verfolgten, machten keine Miene, sich daran zu beteiligen, was den lebhaften Unwillen der Umstehenden erregte. Als dem einen ein Löffel in die Hand gedrückt wurde, in dem er Wasser holen sollte, wies er ihn mit stummem Kopfschütteln zurück. Nach längeren Bemühungen schlug der Ohnmächtige wieder die Augen auf, und die Helfer wollten sich zerstreuen. Plötzlich gingen die beiden stummsten Zuschauer auf zwei der Helfer zu, die sich besonders eifrig gebüht hatten. Sie legitimierten sich als Kriminalbeamte der Bahnhofsstreife und baten höflich, aber energisch, dem erkrankten Herrn die Uhr und die Brieftasche zurückzugeben. Inzwischen hatte dieser auch schon den Verlust bemerkt, und Uhr und Brieftasche wurden den „Samaritern“ wieder abgenommen. Wie wandelbar die Stimmung der Zuschauer ist, konnte man auch hier wieder beobachten. Die Beamten hatten zwar, ihre beiden Häftlinge vor den Puffen und Schlägen der erregten Menge in Sicherheit zu bringen, denen sie wenige Minuten vorher beinahe selbst wegen ihrer vermeintlichen Lieblosigkeit ausgehakt gewesen waren.

Der Lockspiegel.

Ein ziemlich außergewöhnlicher Fall. Sein Anfang heißt nichts Besonderes dar. Ein Familienleben, das viel zu wünschen übrig läßt. Die jetzt 20jährige Tochter kam früh wegen stiller Verfassungen in die Fürsorge. Der jetzt 19jährige Sohn ist erst vor einigen Tagen vom Bauer zurückgekehrt, bei dem er von der Fürsorge aus das Jahr über gearbeitet hat. Hinter sich hat er einen Betrag und eine Unterföschung, in beiden Füllen erhielt er Bewährungsfrist. Neben beiden auf der Anlagebank der 20jährige H., ein intelligenter und gut aussehender rüchlicher Dieb. Auch das Zuchthaus kennt er bereits. Er verließ sich in die 20jährige. Ist auch im Hause angekommen. Die Mutter ist dem jungen Menschen anfangs gewogen, dann verbietet sie aber der Tochter den Umgang mit ihm. Diese geht kurzerhand aus dem Hause, mietet sich zusammen mit dem Geliebten ein. Die beiden schlagen sich mit einem kleinen Handel durchs Leben. Die Mutter aber fordert vom Sohn: Du mußt die Elfe von dem Zuchthaus befreien, einerlei auf welche Weise. Für den 19jährigen eine schwere Aufgabe. Er sucht seine Schwester auf, befreundet sich mit deren „Freund“ und sagt eines Tages dem H.: „Welch du was, Fritz, die Frau, die neben uns ihren Wagenstand hat, besitzt zu Hause ein paar Fahrräder. Die wollen wir stehlen.“ Der H. willigt nach einigem Zögern ein. Die Schlüssel aus dem Wagenkasten zu nehmen scheut er sich aber. Die holt sich der 19jährige Erich selbst, das junge Paar deckt ihn dabei. In der Gerichtsverhandlung behauptet er, die Schwester habe sie genommen. Beide junge Leute begeben sich in die Wohnung der Frau; auf mehrmaliges Klopfen erfolgt keine Antwort; die Tür wird mit dem Schlüssel geöffnet; da steht aber die Mutter der Frau. „Wir wollen Papier zum Dütentreiben holen.“ Sie erhalten das Papier; unterwegs läuft der 19jährige in die Wohnung zurück, teilt der Frau mit, daß H. die Absicht gehabt habe, die Fahrräder zu stehlen. H. wird verhaftet.

Nun stehen sie alle drei vor dem Richter. Die Mutter sucht vor Empörung. Als die Tochter hereingeführt wird, will sie sich auf sie werfen. Der Freund spielt den Geniesmann. Er verteidigt die Elfe. Er habe sie zu sich genommen, weil er besüchtete, sie könne in der Fürsorge verdorben werden. Nun sei sie in anderen Umständen. „Der Bruder hat mich zum Diebstahl angestiftet, weil die Mutter mich ins Gefängnis bringen wollte.“ Da passen Sie auch hinein. „Ich möchte sie nur vor der Fürsorge retten.“ Sie kommt doch in die Fürsorge.“ Bruder und Schwester werden freigesprochen. Der Freund erhält vier Monate Gefängnis. Die Mutter triumphiert. Bei verurteiltem Diebstahl ist Anstiftung nicht strafbar. Wenn der Diebstahl gelungen wäre, dann hätte auch der 19jährige verurteilt werden müssen.

Ein Propagandatag des deutschen Schäferhundes.

Aus allen Vororten Berlins waren am Sonntag die Besitzer von deutschen Schäferhunden mit ihren Tieren gekommen, so daß sich in Friedenau ein Zug von 57 Reihen (jede Reihe zu drei Personen mit drei Hunden) formieren konnte, der über den Bayerischen Platz nach der Schloßbrauerei in Schöneberg ging. Im Zuge fielen besonders die Hunde der Blinden auf, die sich durch nichts irren machen ließen und ihre Herren sicher führten. Unter den Darbietungen fanden die Gruppenübungen ein lebhaftes Interesse. 30 Hunde arbeiteten in drei Ouberrn. Dabei mußten die einzelnen Glieder verschiedene Übungen machen. Eine besonders schwere Prüfung, die aber gut bestanden wurde, war das Fortwerfen eines Apportierblocks, der nur von einem Hunde auf den Anruf seines Herrn geholt werden durfte. Nachdem so gezeigt worden war, zu welchem strikten Gehorsam man einen Schäferhund erziehen kann, wurde durch die sogenannte Manarbeit demonstriert, welchen Schutz der Besitzer durch seinen Hund hat. Ein Schäferhund imponierte durch Hochsprung, nahm er doch spielend eine Kletterwand von 2,30 Meter. Ein anderer Trigenosse glänzte im Weisprung, er sprang sogar über einen kleinen, breiten Baum und ein dritter Hund lieferte eine ganz hervorragende Rasenarbeit. Daß der deutsche Schäferhund viele wohlverdiente Freunde hat, sah man an diesem Propagandatage, der tatsächlich das Gepräge eines Volkstages annahm.

Schwarz-Rot-Gold auf Sansfouci.

Fahnenübergabe an die Deutschösterreicher in Potsdam.

Die deutschösterreichischen Reichsbannerkameraden, die aus Anlaß des deutschen Verfassungstages nach Berlin gekommen und in Potsdam untergebracht waren, nahmen gestern nachmittag an der Verfassungsfeier der Regierung teil. Am Nachmittag zogen die Deutschösterreicher, begleitet von den Potsdamer Kameraden, vor das Schloß Sanssouci, von dessen Fahnenmast eine schwarzrotgoldene Fahne wehte. Hier übergab ihnen im Namen des Gauvorstandes Berlin-Brandenburg Kamerad Romak ein reichgesticktes schwarzrotgoldenes Banner als Symbol der Freundschaft und des Zusammenhalts. Kamerad Romak wies darauf hin, daß ein Deutschösterreicher, der unvergeßliche Professor Ludo Hartmann, es gewesen sei, der seinerzeit in Weimar dazu rief, die Farben Schwarz-Rot-Gold zum Symbol der großdeutschen Republik zu erklären. Der Führer der österreichischen Kameraden übernahm das Banner mit Worten des Dankes und des Gebührenden, die Fahne zu schützen und zu ehren, bis der Tag des Zusammenschlusses erreicht sei.

Der Herr Amtsgerichtsrat demonstriert.

Durch preußischen Ministerialbeschlus wurde den Beamten unter Anlaß des Verfassungstages in ihren Dienstwohnungen in anderen als den verfassungsmäßigen Farben zu flaggen. Diese Vorschrift wurde zwar nicht auf die Privatwohnungen übertragen, aber der selbstverständliche Takt setzte voraus, daß die etatsmäßigen preußischen Beamten darauf verzichteten, am Tage der Verfassung durch Heraushängen der schwarzweißroten Fahne gegen die Republik zu demonstrieren. Man hatte auch durchaus den Eindruck, daß die gesamte Bevölkerung und mit ihr die rechtsstehende Beamenschaft sich diese Auffassung zu eigen gemacht hat. Anders dachte offenbar nur Herr Amtsgerichtsrat D. in Charlottenburg, der drei Tage hindurch eine schwarzweißrote Fahne heraushing. Seit dieser Herr erkannt hat, daß es ihm mit Hilfe der Sozialdemokratie nicht gelingen dürfte, in einem Ministerposten unterstufen zu finden, benutzte er jeden Anlaß zu einer Demonstration gegen die Republik. Bei künftigen Personalveränderungen in der preußischen Justiz möchten wir den preußischen Justizminister bitten, Herrn Dr. D. die Schande zu ersparen, aus der Hand eines republikanischen, auf die Farben Schwarz-Rot-Gold vereidigten Ministers eine Beförderung entgegennehmen zu müssen.

Abchied von Potsdam.

Die Potsdamer Ortsgruppe des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold veranstaltete gestern abend den Brüdern vom Deutschösterreichischen Schutzbund, die zum Verfassungstest der Berliner Republikaner aus Wien gekommen waren und in Potsdam Wohnung genommen hatten, eine Abschiedsunternehmung. Als gegen 10 Uhr die Desterreicher in ihren schmucken Lederuniformen unter Vorantritt der Musikkapelle zum Bahnhof marschierten, begleitete eine riesige Menschenmenge unter nicht endenwollenden begeisterten Zurufen die Abschiednehmenden. Auf dem Bahnhof hielt der Abteilungsleiter der österreichischen Freunde, Parica, eine herzliche Ansprache, in der er den Berliner und Potsdamer Republikanern für ihr warmes Empfang dankte und betonte, daß die gemeinsame gewaltige Kundgebung am Sonntag den Desterreichern die feste Überzeugung gegeben habe, daß die deutsche Republik unbesieglich ist. Dr. Risler sagte im Namen des Reichsbanners den Abschiedsworte. Er betonte, daß das Ziel aller Republikaner sein müsse und dankte den Desterreichern für ihr Kommen, das aufs neue die Solidarität der beiden Völker befestigt habe. Unter den Klängen der Reichsbannerkapelle setzte sich um 8,49 Uhr der Zug mit den österreichischen Kameraden unter nicht endenwollenden Heilrufen in Bewegung. Die gewaltige Menschenmenge drach immer wieder in begeisterte Rufe auf die österreichische Republik und die österreichischen Freunde aus, die auch ihrerseits lebhaft erwiderten.

Die Ursache des letzten Eisenbahnunglücks.

Schwerer Vorwurf eines Mitreisenden.

In dem Eisenbahnunglück des D-Zuges München-Berlin bei Weiden überfand uns ein Mitreisender, Rechtsanwalt Dr. Martin Meyer aus Landsberg a. d. W., folgenden Bericht:

Die in den letzten Jahren immer häufiger werdenden Eisenbahnunglücksfälle sprechen eine deutliche Sprache und erfordern im Interesse der Sicherheit des reisenden Publikums gebietend schnelle und eingreifende Maßnahmen. Bereits der einfache Vergleich der Zahl der Unglücksfälle vor dem Krieg, während des Krieges und in der darauffolgenden Zeit mit der Zahl der Unglücksfälle in den letzten Jahren zwingt zu der Feststellung, daß ein Mangel im jetzigen System vorliegen muß. Die erschreckende Zunahme der Unglücksfälle steht meines Erachtens nicht nur zeitlich, sondern auch ursächlich mit der sogenannten wirtschaftlichen Umstellung der Eisenbahn und nicht in letzter Linie mit dem Abbau der älteren erfahrenen Beamten im engen Zusammenhang. Die stark übertriebene, bei rein wirtschaftlichen Unternehmungen vielfach zu rechtferdigende Sparpolitik ist bei einem dem Wohl der Allgemeinheit dienenden Unternehmen nicht angängig. Bei der Eisenbahn muß zunächst die Sicherheit des Verkehrs und des reisenden Publikums maßgebend sein. Das Unglück bei Weiden hat in geradzue erschreckender Weise den Mangel der Organisation für die Sicherheit des reisenden Publikums dargetan. Die primitivsten Hilfsgeräte waren nicht vorhanden; meber Bell, Art, Säge oder Verbandstoffe befanden sich im Zuge. Der Wertzeugkasten soll jetzt in den Zügen ganz allgemein abgeschafft sein. Auch Jackeln fehlten, ausgenommen die zur Sicherung des Zuges nach hinten bestimmten. In der Handhabung der vorhandenen Feuerlöschapparate war das Zupersonal nicht geübt; es verging geraume Zeit bis es den Beamten gelang, die Schrauben der Löschapparate zu lösen. Der von Weiden gesandte Hilfszug traf erst

Das Rundfunkprogramm.

Mittwoch, den 12. August.

Außer dem oblichen Tagesprogramm:

8.30 Uhr vorm: Leibesübungen nach Kommandos mit Musikbegleitung. 5-8.30 Uhr nachm.: Siebentes Kinderfest der Pankstaunde. 7 Uhr abends: Magistrats-Oberbaumeister E. Lichtborn: Hygiene des Wohnhauses. 2. Vortrag: Der Hausschwamm und seine Bekämpfung. 7.30 Uhr abends: Hans-Bredow-Schule (Bildungskurse). Abteilung Heilkunde. Professor Dr. Paul Sommerfeld: Vergiftungen und Übertragung von Krankheiten durch Nahrungsmittel und Genussmittel. 3. Vortrag: Vergiftungen durch pflanzliche Nahrungsmittel. II. Teil. 8.30 Uhr abends: Populärer Abend. 1. a) Hans May: Natascha (Ernst Neubach). b) Hannes Ruch: Die Prinzessin (Roda Roda). c) Irving Berlin: Im Orangenland (Rich. Rillo) (Robert Koppel). 2. a) Bukowsky: Kameradschaftsmarsch. b) Czibulka: Liebestraum nach dem Balle, Intermezzo (L. Berliner Bandonion-Streichorchester, Dirigent: Max Schäffer). 3. a) Rückauf: Lockruf. b) Groschaniow: Ich wollt' ein wenig mit dir plaudern. c) Meyer-Helmsand: Rokoständchen (Eugen Transky, Tonor). 4. a) Fantasio über Richard Wagners „Lohengrin“. b) Friedemann: Andalusischer Liebestraum, Walzer (Erstes Berliner Bandonion-Streichorchester). 5. a) Hannes Ruch: Das Handwerksburschen Lied (A. de Nora). b) Hannes Ruch: Der Handwerksbursche (Peter Schlemihl). c) H. M. Tennent: Solang' die Mädchen tanzen (Rich. Rillo). (Roberts Koppel). 6. a) Schäffer: Mit vollen Segeln, Marsch. b) Siede: Anamitische Zauberer. Charakterstück (Erstes Berliner Bandonion-Streichorchester). 7. a) Dickens: Du meines Lebens Sonnenschein. b) Lehar: Wenn eine schöne Frau befehlt. c) Lehar: Hab' ein blaues Himmelbett (Eugen Transky). Am Flügel: Professor Oskar Wappenschmitt. 10 Uhr abends: Dritte Bekanntgabe der neuesten Tagesnachrichten, Zeitanzeige, Wetterdienst, Sportnachrichten, Theater- und Filmkionst.

reichlich zwei Stunden nach dem Unglück an der Unfallstelle ein. Bis dahin herrschte vollständige Dunkelheit. Das Zupersonal zeigte sich der Situation in keiner Weise gewachsen. Für die Sicherung des Zuges nach hinten gegen etwa nachkommende Züge wurde wenig getan. Der Zugführer berief sich gegenüber der energischen diesbezüglichen Forderung der Reisenden auf seine Dienstanweisung, daß er erst nach acht Minuten nach Halten des Zuges auf offener Strecke die rote Jackel anzünden dürfe. Schließlich gab er eine Fratel heraus, die zu verlöschen drohte. Lediglich das Verhalten des Lokomotivführers verdient uneingeschränkte Anerkennung. Durch seine Geistesgegenwart hat er größeren Unglück verhütet, da er den Zug in einer Kurve auf eine Entfernung von 30 Metern bremste. Am Bahnhof Weiden kummerte sich der Fahrdienstleiter in keiner Weise um das Publikum. Dieses blieb völlig ununterrichtet; wurde auch in keiner Weise über sein weiteres Schicksal, insbesondere über die Abfahrt eines neuen Zuges in Kenntnis gesetzt. Keiner Frage wurde wenig Verständnis entgegengebracht. Bezeichnend für den Mangel jeglicher Organisation ist, daß der Bahnhof in Hof bei unserer Ankunft, die sieben Stunden nach dem Unglück erfolgte, nicht einmal von dem Unglücksfall unterrichtet war.

Die Direktion der Reichsbahngesellschaft wird sich hoffentlich zu diesen schwerwiegenden Vorwürfen so schnell wie möglich äußern.

Die Unwetterkatastrophen im Reich.

Ueterfen, 11. August. Die Schäden, die das Unwetter in Ueterfen und Umgebung anrichtete, lassen sich erst heute morgen in ihrem ganzen Umfange übersehen. Die Straßen boten in den frühen Morgenstunden ein trostloses Bild, alle Kräfte mühten herangezogen werden, um sie wieder passierbar zu machen. Das Unwetter dauerte kaum eine Viertelstunde, aber seine Wirkung war katastrophal. Fast sämtliche nach Westen gelegenen Fenster wurden durch den Hagel zertrümmert, die Ziegeldächer durchschlagen. Viele Bäume wurden entwurzelt oder wie Streichhölzer geknickt. Große Felsbrocken fielen herab. Durch den Zusammenstoß eines solchen Schornsteins, dessen Trümmer das Dach eines daneben stehenden Hauses durchschlugen, wurde ein Junge so schwer verletzt, daß er bald starb. Ueberhaupt wurden viele Personen verletzt. Ein in der Nähe von Ueterfen liegendes Bauernhaus wurde durch den Sturm zusammengedrückt. Besonders schwere Schäden weisen die jungen Bestände der zahlreichen Baumschulen auf. Der Magistrat hielt bereits am frühen Morgen eine Sonder Sitzung ab. Heute nachmittag tagt das Stadtparlament, um über Hilfsmassnahmen zu beraten.

Hamburg, 11. August. Heute morgen versammelte sich der Vorstand der städtischen Kollegien im Rathaus, um die Hilfsaktion für das durch den Inflation verwüstete Gebiet von Ueterfen einzuleiten. Landrat Riendorf aus Pinneberg, der eine Beschädigung der ungeheuren Vermüstungen vornahm, war in der Sitzung zugegen. Der allgemeine Eindruck ist, daß es unmöglich ist, daß sich die schwer betroffenen Einwohner selbst helfen und die entstandenen Schäden tragen können. Der Kreis Pinneberg wird entsprechende Mittel bereitstellen, aber darüber hinaus soll auch versucht werden, die Hilfe der Landesregierung in Anspruch zu nehmen. In der Stadt Ueterfen soll ein Notstandsausschuss eingesetzt werden, der die Verteilung bewilligter Gelder vorzunehmen hat.

Lübeck, 11. August. In Utecht sind dem gestrigen Unwetter ein Gehöft und drei Scheunen zum Opfer gefallen. In Ebnshorn, einem Dorfe bei Utecht, brannten zwei Anwesen vollständig nieder. Durch Blitzschlag wurde ferner ein Haus eines Handwerkers in St. Hubertus an der Strohe Lübeck-Raheburg vernichtet. Schwere Schäden werden außerdem aus Krummesse, Seerey und Schönberg in Mecklenburg gemeldet.

Schwere Sturmshäden in Holland.

Amsterdam, 10. August.

Gestern abend und heute nacht gingen sehr schwere Unwetter über Holland nieder, deren schwere Folgen erst heute mittag in ihrem vollen Umfange bemerkt wurden. Der Sturm nahm in den östlichen Gebieten Hollands die Heftigkeit eines Inftions an, wie man ihn in diesem Umfange noch niemals vorher in Holland gefannt hat. Besonders schwer mitgenommen wurden die Ortschaften Borculo, Didam, Doetinchem, Oibenzaal und Hengelo, wo viele Häuser zerstört und beschädigt wurden und zahlreiche Menschen Verletzungen erlitten. Am schwersten betroffen wurde noch neueren Meldungen aus Deventer der Ort Borculo, der durch den Wirbelwind fast vollkommen zerstört wurde. Nach den bisherigen Feststellungen ist hier mit vier Toten und Hunderten von Verletzten zu rechnen. Der Telephon- und Telegraphenverkehr hat schwere Störungen erlitten, die Telephonverbindungen mit Emben und Berlin waren zeitweise unterbrochen und konnten später nur durch Umleitungen in Betrieb gehalten werden. Der Bürgermeister von Borculo hat Militär zur Hilfeleistung bei den Aufräumarbeiten angefordert.

Die Rhön-Segelflüge.

Ein Rückblick über den Vorwettbewerb.

Schon heute kann über den Verlauf des Vorwettbewerbs festgestellt werden: Solch Eifer wie in diesem Jahre hat noch nie zuvor hier oben auf der Wasserkuppe geherrscht! Es ist dies unbedingt das Verdienst der Martens-Schule, ihres einzigen Führers und seiner treuen Stütze Stamer. Aber was wären diese Führer ohne ihre Schüler, ihren Eifer, ihren Fleiß und ihre Unermüdblichkeit? Aus dem großen Kreis seien genannt: Hoffmann-Frankfurt am Main, Schmidt-Eberfeld, beides Schüler der Martens-Flegerschule; ferner Seiler-Viegnitz, Epenlaub-Brunau, Erich Meyer-Dresden, Regel und die Flieger der Technischen Hochschulen. Der Bergische Verein für Luftfahrt, die Sektion Wuppertal des Niederrheinischen Vereins für Luftschiffahrt, Ortsgruppe Bamberg des D.R.V., Robell- und Segelflugverein Fulda u. a.: sie alle kamen und wollen siegen. Doch eines sei vor allem gesagt: wir sind im Segelflug recht weit fortgeschritten. Die Erfahrungen, die dreihig, fünfzigmal täglich gemacht werden, wirken befruchtend auf den Fortschritt. Was geht für Geld, für Zeit, für Mühe, Arbeit hin, welche Sorgen sind gemacht, wenn jemand glaubt, er sei Erfinder. Nun endlich müssen die Vereine — nicht nur die, die sich mit Luftfahrt beschäftigen — auch wer sonst etwas vom Sport hält, muß her, muß segelfliegen lernen, auf sicheren, wohlgeprobten Maschinen. Und nicht nur die, nein, alle müssen kommen und segelfliegen lernen! Wir sind recht weit, wir sind viel weiter, als die meisten wissen, ahnen.

So muß sich Staat und Stadt, Behörde und Private der Segelfliegerei annehmen. Auch mit wenig kann geholfen werden.

Vorträge, Vereine und Versammlungen.

Reichsbanner „Schwarz-Rot-Gold“.

Gesellschaftliche: Berlin 6. 14. Sebastianstr. 97/98. Hof 2. Et. Sonnabend, den 15. August, und Sonntag, den 16. August, findet in Götting die Verfassungsfest der Reichsbanner in Hauptpunkt der Reaktion. In seinem Berge Götting soll oewelt werden, daß auch dort der republikanische Gedanke fortlebt. Es ist Pflicht, soweit Kameraden es können, sich an dieser Feier zu beteiligen. Ankunftszeit etwa 7 Uhr. Für Reservierung wird ersucht. Melbungen sind unentgeltlich an den Kameradschaftsführer abzugeben. Der Gauverband.

Arbeiter-Kreis, Ortsgruppe Wedding, Donnerstag, 13. August, 7½ Uhr, Schellabend im Hotel Wolke, Utrechter Str. 29. Gäste willkommen.

Arbeitersport.

Kreis Turnerschaft Reinlin-Beis. Ausbeobachtung. Interessenten unseres Sports zur Kenntnis, daß in wenigen Wochen die Ferienferien beginnen. Junge, kräftige Leute, zur Aufbesserung und Veredlung der Jugendmannschaften, können eintreten. Sitzungsort: Reinlin, Wollschtr. 14. 2. Stock. Sonntags von 8 Uhr an, eigener Turnplatz: Reinlin, Sonntag 6.

Zusammenbruch des größten Inflationskonzerns

Wie die Stinnes-Liquidation begann. — Eine Darstellung der Banken.

Bei der großen Bedeutung, die die Liquidation des Stinnes-Konzerns auch für die Arbeiterschaft hat, haben wir uns veranlaßt gesehen, bei einer dem Stützungs-Konkordatium nachstehenden führenden Persönlichkeit des Bankgewerbes Informationen über den gegenwärtigen Stand der Liquidationsentwicklung einzuholen. Diese Informationen ergeben etwa folgendes Bild:

Der Verlauf der Liquidation habe in erschreckendem Maße erkennen lassen, in wie unzulänglicher Weise dieser in der deutschen Wirtschaft und darüber hinaus bisher so einflußreiche Konzern seit dem Tode Stinnes' geleitet worden sei. An der Spitze der einzelnen Unternehmungen hätten zum Teil Männer gestanden, die von kaufmännischer Betriebsführung, Finanzierung und dem Bankwesen kaum eine Ahnung gehabt hätten. So sei das Exekutiv-Komitee gezwungen gewesen, um nur ein einigermaßen übersichtliches Bild von der Lage der Unternehmungen und von dem Umfang der Verpflichtungen zu gewinnen, in die intimsten Einzelheiten der Werke einzudringen. Bei Beginn der Stützung hätte sich auch nicht entfernt ahnen lassen, wie unzulänglich der Konzern selbst geleitet und wie hoch die Verpflichtungen waren, die für den Konzern in näherer oder späterer Zeit fällig werden müßten. Nach dem Ansehen, das Stinnes in Deutschland und über Deutschland hinaus genossen hätte, sei es selbstverständlich gewesen, daß dem Stinnes-Konzern im weitgehendsten Maße Kredite gewährt worden seien. Dennoch habe man in Bankkreisen keine Uebersicht über deren Umfang gewinnen können.

Daran sei im besonderen auch schuld gewesen die Art der Kreditaufnahme durch das Haus Stinnes, das von allen Banken des Inlands, die es nur erreichen konnte, Kredite auch in relativ sehr kleinen Beträgen aufnahm. Obwohl einige Großbanken schon seit Jahresbeginn dem Stinnes-Konzern mit zunehmendem Mißtrauen gegenüber gestanden hätten, und auf die Profongation der Kredite nur gegen Stellung börsengängiger Effekten als Deckung eingegangen seien, hätte doch die große Mehrzahl der Stinnes kreditierenden Banken bei Beträgen von 1, 2 oder 3 Millionen, die das Haus Stinnes bei ihnen aufnahm, kein Mißtrauen schöpfen können. Jedenfalls stellte sich bald nach der Bildung des Stützungs-Konkordats heraus, daß die Firma Stinnes 22 deutschen Banken die runde Summe von 40 Millionen Mark schuldet.

Wenn auch bei der Bildung des Stützungs- und des Garantien-Konkordats volkswirtschaftliche Interessen entscheidend im Vordergrund gestanden hätten, so sei doch auch schon damals die Furcht vor Verlusten aus diesen Krediten für die deutschen Banken maßgebend gewesen. Die deutschen Banken seien sich bald bewußt gewesen, daß die Stützung auf eine Liquidation eines großen Teiles des Stinnes-Konzerns und letztlich auf die Rettung des Hauses Stinnes hinauskomme. Als Erwerbsinstitute hätte es sich für sie von selbst verstanden, daß dieser Dienst am Hause Stinnes seinen Ausdruck auch in gewissen beschränkten Verdiensten der Banken finden müsse. So hätten die Banken für die Durchführung der Stützung, das Stillhalten mit den eigenen Forderungen und das Einspringen mit eigenen Mitteln die Summe von 1,6 Millionen Bereitstellungsprovision verlangt. Von diesen 1,6 Millionen hätten die Banken aber bis heute noch nichts zu sehen bekommen, denn sie stünden auf dem Papier und gehörten gewissermaßen zur Masse. Ob sie diese Provision jemals erhalten werden, sei durchaus zweifelhaft.

Bis heute seien etwa 50 Millionen aus den Vermögenswerten des Hauses Stinnes zur Schuldenbedeckung mobilisiert worden und hätten insbesondere zur Abdeckung der kurzfristigen Auslandsschulden Verwendung finden müssen. Der Erlös aus den bisherigen Verkäufen sei ohne jeden Abzug dem Hause Stinnes zur Abdeckung seiner Verpflichtungen zur Verfügung gestellt worden. An Schulden seien heute noch etwa 115 Millionen R.

vorhanden. Zu ihrer Deckung sei beabsichtigt, alle noch irgendwie abzustufenden Unternehmungen zu Geld zu machen. Der Rest der Werte soll, soweit es sich um lebensfähige Unternehmungen handelt, veräußert werden. Ob und inwiefern die Zechen und Kohlenhandelsinteressen der Familie Stinnes erhalten bleiben können, ließe sich heute noch nicht übersehen.

Was die Kredite der Seehandlung anbelangt, so sei ein erheblicher Teil davon bereits zurückgezahlt. Jedemfalls seien die Forderungen der Seehandlung an die Stützungsbanken heute nur noch gering. Die Forderungen der Privatbanken, die noch nicht zurückgezahlt seien, und unter denen sich nur einige Banken mit höheren Beträgen befinden, seien durch Stinnes'sche Werte mehr als überdeckt.

Diese Darstellung ist in verschiedener Hinsicht wertvoll. Sie zeigt, daß die stark auf Prestige eingestellte Kreditpolitik der deutschen Banken zusammen mit der Unfähigkeit der Leiter des Stinnes-Konzerns — es hat sich dabei immer um den sog. Privat-Konzern unter Leitung des jüngeren Hugo Stinnes gehandelt — jene Katastrophe heraufbeschworen hat, die heute wie ein Alb auf den deutschen Börsen lastet, die Kapitalbeschaffung für große Industriekreise erschwert, die Kurse tiefhält. Warum hat man nicht schon am Jahresanfang reinen Tisch gemacht, warum hat man die Kredite immer wieder verlängert, nachdem man erst einmal mißtrauisch geworden war? Der Nimbus der Stinnes, Silberberg, Bögl, und wie sie alle heißen, die sich immer als die einzig wahren Volkswirte aufspielten, dieser Nimbus hat das verhindert; er hat die Liquidationstrise zur regelrechten Auflösung geheißen lassen. 22 deutsche Banken waren glücklich, Geldgeber dieses großen Konzerns und seiner Leiter zu sein — heute wissen sie nicht einmal, ob sie die Provision auch bekommen werden, auf die sie nach den Regeln des kapitalistischen Bankverkehrs Anspruch zu haben glauben. Und weil man sich dem Nimbus beugte, wurden die notwendigen wirtschaftlichen Maßnahmen verzögert. In geradezu hochstaplerischer Weise hat der Mann, von dem man nicht weiß, ob sein Vermögen zur Schuldenbedeckung ausreicht, noch vor wenigen Wochen erklärt, es handle sich bei dem „Abbau“ nicht um die Abstoßung nennenswerter Objekte“. Die Banken haben sich niemals in aller Eindeutigkeit über den Stand der Dinge geäußert. So entstand jene Stimmung, die die Haltung der Banken selbst in fragwürdigem Lichte erscheinen ließ. Ob die Kritik berechtigt ist, die man noch später auf Grund der Aeußerungen des Stinnes-Konzerns selbst und auf Grund der Vorgänge über ihn mußte, die der Öffentlichkeit nicht entgegen konnten, das aufzuklären gibt es nur ein Mittel: volle Klarstellung der Liquidation, ihrer Gründe und ihrer Technik. Eine Mitverantwortung trifft die Banken in jedem Falle. Bankretreter sitzen in Masse in den Aufsichtsräten der Stinnes-Gesellschaften. Dessenhalb gewarnt haben sie erst, nachdem sie selbst Verluste befürchteten, nachdem der Volkswirtschaft Gefahr drohte. Ob später alles getan worden ist, um ein Uebergreifen der Krise auf die Produktion zu verhindern, das bedarf ebenfalls der Aufklärung. Es berührt jedenfalls eigenartig, wenn jetzt verlautet, daß der Aktiengesellschaft für Automobilfabrikation (Aga) in Nichtenberg Kredite, die zur Aufrechterhaltung des Betriebes und Abfahrs nötig sind, entzogen werden, weil zwischen dem Besitzer dieses Wertes, Edmund Stinnes, und den Banken über gewisse Fragen keine Einigung erzielt werden konnte. Es berührt ferner eigenartig, daß noch heute Zuzugsbetriebe, wie die „Deutsche Allgemeine Zeitung“, weiter an der Liquidationsmasse zehren, daß ein Stinnesdirektor, Herr Leopold, nach wie vor sein Gehalt für politische Brunnenvergiftung bezieht. Wenn für solche gewiß nicht produktiven Zwecke noch reichlich Geld vorhanden ist, so muß das Befremden erregen. Es wäre zu wünschen, daß das Exekutiv-Komitee seine Nachprüfung auch auf diese Betriebszweige ausdehnt und die bei der geschäftlichen Geschäftslage gebotenen Konsequenzen daraus zieht.

Bogen über 1520 Betriebe vorgelegt haben. Davon sind für die erste Zusammenstellung 1512 Betriebe benutzt worden. Drei Statistikbogen waren unbrauchbar, weil die Angaben unvollständig waren, und fünf wurden bei der Bearbeitung ausgemerzt, weil die Nachtragserschuldung unwahrscheinlich hohe Ziffern aufwies.

Nach der ersten Vorlage des Ergebnisses im Agraranket-Aus-schuss sind noch weitere 156 Statistikbogen eingegangen, von denen 70 bereits in einer neuen Veröffentlichung des Deutschen Landwirtschaftsrats in Nr. 31 der „Mitteilungen der Preisberichts-stelle beim Deutschen Landwirtschaftsrat“ vom 12. August ausgewertet sind. Ueber die Art der Erhebung und die Methode der Verarbeitung ist ausführlich in Nr. 27 und 29 der „Mitteilungen der Preisberichtsstelle beim Deutschen Landwirtschaftsrat“ vom 8. und 22. Juli berichtet worden.

Die Erwiderung befaßt sich nur mit der einen möglichen Fehlerquelle, die in der Verschuldungsstatistik des Landwirtschaftsrats möglicherweise enthalten sein konnte. Nachdem auf Grund amtlicher Angaben das Reichsfinanzministerium und der öffentlichen Bankinstitute festgestellt, daß die Gesamtverschuldung der Landwirtschaft viel geringer ist, als es der Landwirtschaftsrat ermittelte, bleibt nur der Schluß übrig, daß eben von vornherein nicht typische, sondern nur übermäßig verschuldete Betriebe überhaupt befragt worden sind.

Fleischwarenindustrie und Schußzölle. Vom Reichsverband der deutschen Fleischwarenindustrie e. B. Berlin wird uns geschrieben: Die Lage der Fleischwarenindustrie hat sich im Berichtsmonat wesentlich verschlechtert. Die Rohwurstfabrikation ist zwar in der jetzigen Jahreszeit wesentlich eingeschränkt, doch ist in diesem Jahre der sonst durch das lebhafteste Saisongeschäft in Rohwurst und sonstigen Dauerwaren gegebene Ausgleich nicht eingetreten. Die Entwicklung der Schlachtviehpreise wirkt sich für unsere Industrie immer bedrohlicher aus. Während auch im Berichtsmonat die Preise für sämtliche Roh- und Hilfsmaterialien weiter stiegen — bei Schweinen beispielsweise auf den Hauptmärkten Hamburg und Berlin erneut um 12—15 Proz. — und auch die sonstigen Fabrikationskosten vor allem durch Lohnhöhungen gewachsen sind, war infolge des verringerten Absatzes ein großer Teil der Produktion nur zu Verlustpreisen unterzubringen. Aus dieser Gestaltung der Lage heraus mußte zu weiteren Betriebseinschränkungen geschritten werden, teilweise kam es sogar zu Stilllegungen von Betrieben, da es bei den gegenwärtigen Kapitalverhältnissen nur den wenigsten Firmen möglich ist, Kredite zu tragbaren Bedingungen zu erhalten und eine verlustbringende Produktion längere Zeit durchzuführen. Die Agraranketvorlage hat zweifellos ihre Schattenseiten schon vorausgeworfen, noch bevor die Zölle in Kraft getreten sind.

Kontenbankkreditanstalt und Deutsche Girozentrale. Nach § 4 des Gesetzes über die Errichtung der Deutschen Kontenbankkreditanstalt sind eine Reihe von Banken (sogenannte Verkehrsbanken) als Vermittler des Personal- und Realkredits der neuen Kontenbankkreditanstalt zugelassen worden, die namentlich aufgeführt sind. Das einzige Institut, das sowohl im Real- als auch im Personal-kredit die Gelder der Kontenbankkreditanstalt weiterzuleiten hat, ist die Deutsche Girozentrale, die Spigenbank der Sparkassen und Girozentralen. Diese Sonderstellung ist darin begründet, daß die ihr angeschlossenen Sparkassen das langfristige und kurzfristige Kreditgeschäft mit der Landwirtschaft betreiben, während beispielsweise die Genossenschaften lediglich den Personal-kredit und Hypothekendarlehen ausschließlich den Real-kredit pflegen. Das über ganz Deutschland ziemlich gleichmäßig verbreitete Kommunal-Gironetz ist auch der geeignetste und schnellste Kanal, die zur Verfügung gestellten Mittel an die zu versorgenden kleinen und mittleren Landwirte weiterzuleiten.

Eine internationale Konferenz der Notenbanken. Daß der gemeinsame Besuch der Gouverneure der Londoner und der New Yorker Zentralnotenbank beim Reichsbankpräsidenten Schacht in Berlin mehr als ein Höflichkeitsakt war, stand von vornherein fest. Zweck des Besuchs und Gegenstand der Verhandlungen blieben aber bis heute im Dunkeln. Nun hat sich das Londoner Chamber of Commerce Journal darüber geäußert. Der Berliner Besuch sei der Anfang einer Reihe von Besprechungen gewesen, die auf die Veranstaltung einer internationalen Konferenz der Notenbanken abzielen. Die Anregung dazu sei vom Reichsbankpräsidenten Coolidge persönlich ausgegangen. Den Anlaß zu den Besprechungen habe das Eintreffen neuer umfangreicher Kreditgesuche von deutscher Seite gegeben, denen aber auch Kreditgesuche aus Ländern gegenüberstehen, deren Schuldverpflichtungen gegenüber Amerika noch nicht fundiert sind. Gegenstand der Berliner Besprechung und der weiteren Besprechungen sei die künftige Gestaltung der internationalen Währungen im Zusammenhang mit den von Amerika bereits gemachten und noch zu gemachenden Krediten und mit den Problemen, die sich nach Ablauf der Schuldenfrist aus der Uebertragung der Reparationszahlungen ergeben werden. Der ganze Fragenkomplex soll als Ganzes auf der ins Auge gefassten Konferenz der Notenbanken behandelt werden. — So wenig gezwweifelt werden kann, daß die Vereinigten Staaten bei diesen Besprechungen Verwendung für ihre hohen Goldbestände suchen werden, um deren Entwertung vorzubeugen, so sehr ist die geplante Konferenz zu begrüßen. Es dürfte durchaus im Interesse Deutschlands liegen, wenn die bald fällig werdende Frage der vollen Reparationszahlungen, des Transfers und der Amerikakredite der Politik der Rabinette entzogen und als allgemeine Fragen internationaler Kredit- und Finanzpolitik neutralisiert würden, was von der Konferenz der Notenbanken wohl erwartet werden darf.

Münzaufräge überreicht man nur dem Nachweis des Deutschn. Münzverbandes, Berlin O 27, Hindenburgstr. 21 (Adressstadt 4310, 4048), Geschäftszeit 9 bis 5, Sonntags 10 bis 2 Uhr. Auf Wunsch Vertreterbesuch.

Des deutschen Volkes Stiefelverbrauch.

Die im allgemeinen noch sehr lückenhafte und ausbaubedürftige deutsche Wirtschaftsstatistik gibt leider nur wenig Anhaltspunkte für die Feststellung des tatsächlichen Verbrauches des deutschen Volkes an wichtigsten Konsumgütern. Um so erfreulicher ist es, daß der Verband der Deutschen Schuh- und Schäfte-fabrikanten eine Produktionsstatistik und Verbrauchsstatistik für Strahenschuhwerk aufgenommen hat. Hiernach betrug die deutsche Gesamtproduktion in Strahenschuhwerk aller Art für das Jahr 1924, ohne die Produktion in Hauschuhen, Pantoffeln usw., 61,3 Mill. Paar. Hiervon entfallen auf Damenschuhe 40 Proz., Herrenschuhe 27,5 Proz., Knabenschuhe 4,7 Proz., Mädchen- und Kinderschuhwerk 23,8 Proz. und Baby'schuhe 4 Proz. Die Gesamtexportleistung an Strahenschuhwerk betrug 4 Millionen Paar, so daß sich für die deutsche Bevölkerung ein Jahresverbrauch von 57,3 Mill. Paar ergibt. Within kommen auf den Kopf der deutschen Bevölkerung alle 13 Monate etwa 1 Paar Strahenschuhe. — Wie sehr der deutsche Schuhverbrauch hinter dem des reicheren und besser wirtschaftenden Auslands zurückbleibt, das geht aus der Tatsache hervor, daß in den Vereinigten Staaten nach Angabe von Prof. Hirsch jährlich 4—5 Paar Stiefel

gekauft und verbraucht werden. Infolge der konsumfeindlichen Lohn-, Steuer- und Zollpolitik Deutschlands ist eine derartige Steigerung des deutschen Verbrauchs in absehbarer Zeit nicht zu erwarten. Und doch wäre sie die Grundlage für eine gewaltige Steigerung der Produktion und des Exports, die bei uns durch kurzfristige Unternehmer- und Interessenpolitik planmäßig verhindert wird!

Die Jahresproduktion Deutschlands in Pantoffeln, Turnschuhen usw. wird auf etwa 60 Mill. Paar geschätzt, wovon allerdings ein großer Teil auf den Export entfällt.

Eine Erwiderung des Landwirtschaftsrates.

Der „Vorwärts“ hat in Nr. 371 vom 8. August 1925 an den Deutschen Landwirtschaftsrat die öffentliche Aufforderung gerichtet, ihm zu erklären, ob in der vom Deutschen Landwirtschaftsrat vorgelegten Verschuldungsstatistik, die auf Grund von Fragebogen zustande gekommen ist, sämtliche beantworteten Fragebogen aufgenommen worden sind oder ob ein Teil dieser Fragebogen als unbrauchbar erwiesen hat.

Hierauf ist zu erwidern, daß bis zu dem Tage der ersten Vorlage des Materials vor dem Agraranket-Ausschuss ausgefüllte



MIT PROBLEM DURCH DIE WELT

MOSLEM 3 PF.

Wander-Miniaturen.

Aufbruch.

Die Gefangene aus Ihren Zellen, so brachen wir aus dem Niesensteinmeer der Großstadt auf. Ferien-Wanderfahrt, Worte, die das Herz weiten und schneller schlagen lassen. Alle Vorbereitungen sind lange vorher getroffen. Im Sturm zum Bahnhof. Ueberflutete Züge, quetschende, quetschende, singende Enge. Der Schweiß rinnt in Strömen, aber es wird alles fröhlich ertragen, weil es der Freiheit entgegengeht. Ratternde, frohliche Bahnfahrt. Wir stolzen fahren selbstverständlich standesgemäß viermal erster Klasse. Da ist es herrlich, gemächlich, Volt, nur Volt. Wanderlieder steigen, Schnurten werden erzählt, Biere gerissen, die wie Blitze durch die schwüle Temperatur zucken. Der ganze Wagen eine „Volksgemeinschaft“. Da soll noch einer sagen, so was wäre nicht möglich. Stundenlang, äußerst lebendige Fahrt.

Der Ausgangspunkt.

In Halle steigen wir aus und nehmen einen Gläschen in Empfang. Der hat schon zwei Wochen Harzwanderung hinter sich. Ist wundervoll braun gebrannt und auffallend ruhig, weil er schon eine vierzehntägige Reiseroute hinter sich hat. Aber Halle — was ist Halle? An dieser grauen Stadt reizt uns in dieser Stunde absolut nichts. Wir fahren weiter — bis Raumburg, der Stadt mit einem berühmten Dom, einem ebenso berühmten Oberstaatsanwalt und vielen pensionierten Beamten und Offizieren. Warum also Raumburg? Das mögen die Götter wissen! Wahrscheinlich aber wohl deshalb, weil der Name einen etwas romantischen Klang hat, weil die Stadt an der Saale liegt und nicht selten als Ausgangspunkt einer Thüringenwanderung gewählt wird. In der Tat ist das gar nicht so übel. Auf dem Wege von Raumburg nach Kösen, mitten in großer Mittagssonne, geht es an prächtigen Obstgärten, beschneidenden Weinbergen vorbei durch den ersten Laubwald. Hinter Kösen mit seinen Graberwerken, Heilquellen und vielen Badegästen, auf Schulpforta zu, gelangen wir in seinen schönen Buchenwald. Schlante, wuchtige, silbergraue Stämme rufen sich empor in die klare Luft und bilden mit ihrem dichten Blätterdach gewaltig rauschende Räume — heilige Hallen. Im Park von Schulpforta gibt es viel des Interessanten zu sehen und zu hören. . . .

Burg Saale.

Es ist wie seit Jahrtausenden auf allen Wanderungen, ob es sich um Völker, Stämme oder Gruppen handelte: der Strom ist auch unsere Richtschnur. Wir sehen die Saalewanderung fort, bergauf und bergab, an malerischen in lattes Grün gebetteten Dörfern vorbei. Burgruinen und andere „Sehenswürdigkeiten“ interessieren uns zunächst nicht. Wir müssen immer nur schauen: Trinkt ihr Brühen, was die Wimper hält, von dem Ueberfluß der Welt. In diesem Wasserlauf, ob man nun auf ragender Höhe oder im Tal steht, fällt es Lug und Wimper wirklich schwer, eine solche Fülle des Schönen zu fassen. Abend wird es wieder . . . und vom jenseitigen Ufer des Stromes grühen Rudelsburg und Saale. Von der Rudelsburg mit ihrer bewegten Vergangenheit wußten wir, daß sie heute nur noch eine Studenten- und Spiekerkneipe ist. Aber ihr verwittertes Gegenüber, Burg Saale, das ist noch etwas anderes. Aus der niedrigen Umfassungsmauer ragen zwei lahle Türme. In dem einen hausten die Rathenau-Würder, bis sie ihrem Leben ein Ende machten. Aber darum geht es nicht! Es dunkelt und aus dem schwarzerhängenen Himmel tropft schmerzlicher Regen hernieder. Romantik erfüllt die Luft. Sollen wir hinauf — oder nicht? Zwei von uns dreien sind dafür, also los.

Die Umfassungsmauer, anderthalb Meter hoch, ist bald erreicht. Einer legt ohne Rücksicht zur Erlundung hinüber. Hallo! Der eine Turm steht offen, arg verfallen zwar, aber am Eingang ist ein kleines Stübchen, verhältnismäßig gut erhalten, Platz genug für drei anspruchslöse Wanderer. Als wir einzug halten, nicht wie die Sängler in die Wartburg, sondern fein still und vorsichtig, entsteht reges Leben zu unsern Häuptern: Dohlen, Raben, Fledermäuse und anderes beflügeltes Getier flattert aufgeschreckt umher, wir glauben sogar, eine stehende Raie gesehen zu haben. Drüben, knapp zwanzig Meter weiter, kampierten vor drei Jahren zwei Würder. Unser Bedarf an Romantik ist schnell gedeckt. Im bloßen Mondenschein bereiten wir unser Abendessen vor, essen, trinken, rauchen, plaudern, dann und wann vor irgendeinem Geräusch unterbrochen. Von der Rudelsburg tönt lauter Gesang herüber, dem man die alkoholische Färbung auf tausend Meter Entfernung anmerkt. Da sind wir Wilden doch bessere Menschen. . . . Unser glücklicher Harzwanderer berichtet anschaulich von einem ähnlichen

Marina.

Von Gabriela Preissova.

(Autorisierte Uebersetzung aus dem Tschechischen von A. Berchold.)

„Ich Ihnen etwas Böses tun.“ sagte Jura stockend unter dem Einflusse ihrer traurig blickenden Samtaugen und ihrer geröteten Wangen, „da möchte ich lieber mein Leben für Sie hergeben, mein Coelchen!“

„Was wollen Sie also,“ sagte sie gereizt, „wollen Sie mir vielleicht etwas Vernünftiges sagen?“

„Vernünftiges?“ wiederholte Jura. „Warum sperren Sie sich hier so ein, wozu diese beschlagene Tür wie in einem Kerker?“

„Ich bin ja allein zu Hause, wir leben hier in der Einsamkeit, einmal schon hat man meinem Mann eine halbe Kalbshaut gestohlen, die er sich zum Trocknen vor das Haus gehängt hatte.“

„Warum hängt er denn die Haut vor das Haus? Unfsinn!“ sagte Jura, um nur etwas Beräufliches vom Schuster zu sagen.

„Sie war mit Fischtran eingelaufen, er wollte, daß sie ausläßt.“ sprach wieder die junge Frau, und Jura erwiderte in einem geringschägigen Tone: „Gehst du war es nicht von ihm, und diese Heugitter hier, die hat er wohl schmieden lassen, damit niemand seine Frau entführen kann? Galt?“

„Oh, die waren schon hier, bevor wir kamen.“

„Ich habe aber noch nie gehört, daß ein Mann seiner Frau verbietet, daß sie einen bekannten Mann über ihre Schwelle läßt.“

„Er hat es mir nicht verboten, das ist mir selbst eingefallen.“

„Und warum um Gotteswillen? Bin ich denn irgendein hergelaufener Lump? Wie viele Länder habe ich durchwandert, und kein Mensch wagte es, mir ein böses Wort nachzureden.“

„Mein Gott, schreien Sie nicht so, ich habe ja nichts Böses gesagt.“

„Na, na.“ seufzte jetzt der Bursche, auf einmal bescheiden. „Sie können leicht sagen, nichts Böses“, aber ich laufe hier herum wie ein Narr — und Sie, Sie lachen mich hinter Ihrem Fenster aus.“

„Oh, ich lache nicht.“ seufzte jetzt die Marina.

„Lassen Sie mich also, wie es sich gebührt, in die Stube herein, gerade bei diesem Fenster kann uns jemand bemerken und Ihnen Liebes nachreden.“

„Ich aber habe doch nichts mit Ihnen zu verhandeln, ich bin nicht ledig.“

„Schau, schau, wie Sie mich jetzt geschickt daran erinnern, daß Sie nicht ledig sind, aber dem Menschen die Vernunft rauben und

Quartier im Seltetal: In der Hütte eines Kuhhirten, der mit 400 Stück Rindvieh und zwei Schäferhunden vom Frühling bis zum Herbst draußen ist. Alle zwei Wochen bringt ihm seine Frau aus Ballenstedt Nahrung und was sonst der Mensch braucht. Viele Jahre führt der Mann dies Leben und so wird er zum Einsiedler, zum Grübler, Sinierer und — Münchhausen. Münchhausen muß der tomische Kautz viele im Schädel haben, die denkbar tollsten Geschichten von Hunden, Wildschweinen, Hirschen, Weibern und

Die Krokodilsträne.



„Das deutsche Volk ist beklagenswert.“

(Reichstanzler Kaiser am 8. August 1925 im Reichstag.)

sich selbst. Wir wußten viel lachen und gingen dann — „schlafen“. Das heißt wir versuchten zu schlafen. Mit einigen Zeitungen als Matratze, dem Rucksack als Kopfkissen und dem Ledenzug als Zudecke hatten wir eigentlich ein ideales Nachtquartier. Wir konnten trotzdem nicht schlafen. Woran es lag, mögen die Götter wissen. Beim ersten Morgengrauen zogen wir aus. Einen heldenhaften Eindruck haben wir wohl nicht gemacht. Aber schön war's doch. Der Bäcker, dem wir die dampfenden Brötchen fast aus dem Ofen holten, war sehr erstaunt, zu so früher Stunde schon Kunden im Laden zu haben. Als wir ihm sagten, daß wir soeben von Burg Saale herniedergefliegen seien, schüttelte er ungläubig mit dem Kopfe. . . .

Durch den Thüringer Wald.

Hinter Jena beginnen die Ausläufer des Thüringer Waldes. Und hier beginnt unsere eigentliche Waldwanderung. Lobeda und Kahla sind noch Industrieneister: Holz und Porzellan. Von Orlamünde, das auf stolzer Höhe thront, wandern wir, zur Linken das blitzende Silberband der Saale, auf seinen schönem Kammtweg bis

vor die Tore vor Rudolstadt. Stilles, verträumtes Thüringer Städtchen, ringsum von weitgedehnten, geheimnisvollen Wäldern umgeben. Weiter — nach Blankenburg. Wir verlassen den Lauf der Saale und stehen am Eingang des Schwarztales. Die Berge gipfeln höher, das Tal wird enger, der Tannenwald düsterer, die die landschaftliche Szene abwechslungsreicher, packender. Hinter jeder Wendung, die des schäumenden Flusses Lauf in großer Zahl macht, neue Gruppierungen, neue Bilder, von den Höhen den schönsten Rundblick. Schwarzburg, in einem drückend engen Tal und auf halber Höhe im Rottannenwald gesiedelt, schwarze Schieferdächer, schwarze Ziegeldächer, blühsauer, wie aus der Spielfachtel hingeleitet — aber einstmals Residenzstadt. Auch das ist echt thüringisch.

Wir sind mitten im Thüringer Wald, wir Großstadtmenchen. Die Lungen atmen tief, pumpen den Ozon märchenhafter Wälder ein, die Herzen schlagen frei und die Augen schauen in dem Meer von Grün und Sonnenlicht klar und weit. In dieser anderen Welt wird der Mensch erst wirklich lebend. Unsere Wege führen weit ab von den großen Verkehrsstraßen, Kammtwege oder Stundenlang durch das wohlgeordnete Strahlenetz der Jagd, Flußläufe hinauf und hinunter, Schluchten überquert, Wipfel erstiegen, das Reh und den Hirsch beobachtet, die Vogelwelt belauscht, stundenlanges Gespräch mit dem Holzfäller und Wurzelroder, tiefe Einblicke in soziales Elend, bereiten unsere Wahrheiten selber zu, sind von Hotel und Gasthof, Alkohol und Tabak so gut wie unabhängig, haben nur eines im Sinn: wir wandern — wir wandern. . . . Ridelbahn. „Meber allen Wipfeln ist Ruh“. . . . O grausamer Hohn, Goethes Verse schön eingerahmt der stehenden Reugier und dem lärmenden Betrieb der Ausflügler ausgeliefert. Eigersburg, köstlich im Tannenwald gebettet. Vorbereit an Oberhof, dem Kulturpost verbreitenden Kurort der oberen Jahnau. Aber höher hinauf: Rennstieg und Inselfberg zu. Thüringer, eingeborene Thüringer, eisgraue Leute, wundern sich daß und betruenzen sich, als sie hören, daß wir im Abs. Meier noch hundertweiten Hochwald durchqueren wollen. Nachwanderungen sind für sie der Schrecken aller Schrecken. Aber gewildert wird trotzdem. So ist Thüringen, so sind die Thüringer.

Den Inselfberg, die ragende Tafel des Thüringer Waldes, erklimmen und überschreiten wir im Verlauf einer Nachtwanderung, nach Witternachts, in tiefster Ruhe; im Osten färbt sich schon der Himmel rötlich und schwaches Morgengrauen beginnt die Nachtdunkelheit zu verdrängen. Das ist zauberhaft, reizvoll — wieder eine andere Welt.

Schon auf dem Rennstieg, nördlich des Inselfberges, macht der duftende Tannenwald hochstämmigen, wuchtig ausladendem Buchenwald Platz. Auf der Strecke vom Inselfberg bis Eisenach herrscht fast allein der laitzgrüne Laubbaum vor. Die Wartburg ist das vorläufige Ziel unserer Wanderung. In alter Schönheit ragt die Burg auf steiler Höhe — aber der Betrieb ist häßlich, abstoßend.

Quartiere.

Zum Abschluß noch einiges über Quartiere. Das Beispiel von Burg Saale haben wir mehrfach zu wiederholen versucht. Wir haben es versucht — meistens ist es mißlungen! Es gibt nur noch wenige Thüringer Burgen — wir meinen die ohne Hotelbetrieb — die dem Wanderer eine Nacht Unterschlupf und romantisches Hochgefühl bieten. Oft haben wir am Fuße einer Burgruine auf baumemmelchem Moos zwischen hohen Farngewächsen geschlafen. Das stärkt Glieder und Nerven, regt gewaltig die Blutlauf an, ist eine wahre Wohltat für den Körper des Großstadtmenchen. Verlußt's nur mal! Mit den Schuhhütten, die es auf dem Thüringer Wald zahlreich gibt, hatten wir ein ähnliches Glück wie mit den Burgruinen: wir fanden sie in der Regel erst am nächsten Morgen, indessen wir die Nacht auf moosigem Waldboden erquickend geschlafen hatten. Einmal, nachdem wir stundenlang durch strömenden Regen gewaret waren, fanden wir unsere geliebte Schuhhütte hoch oben auf dem mehr als 800 Meter hohen Hahnenberg am Eingang zum Schwarztales. Wir beschloßen, die Nacht zu bleiben — und haben es sehr bereut. Während der ganzen Nacht hatten wir ungebeten Besuch, der uns nicht zur Ruhe kommen ließ: Ratten, Ratten, Ratten! Unser nächtliches Jagen hat nicht geoffen, nach einigen Minuten waren die ekelhaften Biester immer wieder da. Aber wir hielten bis zum Morgen aus und hatten dann noch von der Spitze des Aussichtsturms einen wunderbaren Sonnenaufgang. . . .

Südlich von Eisenach erstreckt sich das Meininger Land, vom Norden nach Süden durchschnitten vom Berratal. Südwestlich breitet sich die Rhön aus, von hohen Bergspitzen gesehen ein großartiges Bild vom Berg und Wald und Wald und Berg. Hier beginnt ein neuer Abschnitt unserer Wanderung. . . . F. P.

die Ruhe, das Können Sie! Uebrigens, ich habe Gile, in einer Weile fährt der Lastzug vorüber, da muß ich auf meinem Posten sein! Der Vater liegt krank an der Seite, kann sich nicht vom Bette rühren, ich muß ihn vertreten.“

„Der arme Alte!“ bedauerte Marina. „Und ist er dort allein?“ wollte sie das Gespräch in andere Bahnen lenken.

„Ich bin ja jeden Augenblick bei ihm, und meine verheiratete Schwester kommt zu uns aufräumen und bringt das Mittagmahl.“

„Sie hätten aber nicht vom Hause gehen sollen,“ sagte Marina schnell, „der Lastzug fährt ja gleich, ich bitte, gehen Sie schon nach Hause!“

„Nach Hause gehen,“ wiederholte der Bursche in einem bitteren Tone. „Kann ich denn irgendwo Ruhe finden? Ich muß hierher laufen, wenn ich sehe, daß Ihr Mann ausgegangen ist, und dort zu Hause ist mir schon alles gleichgültig, auch wenn zwei Züge zusammenstoßen. . . .“

„Jungfrau Maria!“ entfuhr es den Lippen der jungen Frau, und im Geiste fügte sie noch hinzu: „Er ist wirklich närrisch geworden, was soll ich armes Frauenzimmer anfangen?“

Ihre Augen streiften wortlos die hohe Gestalt Juras. Wie er so die Stirne an den Fensterladen gestützt hatte, die rechte Hand auf die Hüfte gestemmt, sah der junge Mann wirklich aus, wie von einem schweren Unglück betroffen.

Das Mitleid fing an auch schon ihre Verwundt zu trüben. Wie im Nebel erschienen ihr die ganze Stube und draußen die Hofliebechen, Butterblumen und der ausgeblühte Kimmel in dem Gärtchen. Und wie kam das alles nach dieser unglückseligen Johanniskirchweih? — „Sie sprechen mit mir nicht wie mit einer Frau, die schon seit acht Monaten verheiratet ist,“ sprach sie befangen, „und ich bin doch kein schlechtes Frauenzimmer!“

„Was reden Sie da von Schlechtigkeit?“ entgegnete Jura mit zitternder Stimme. „Ich habe ja nichts Böses mit Ihnen vor, und ich fürchte für Sie mehr, als für mich selbst. Für Sie möchte ich mich kreuzigen lassen, und niemand darf Ihnen etwas Böses nachreden!“

„Aber mein eigener Mann, was wird er sagen, wenn er erfährt, daß Sie hier waren?“

Jura scharrte mit der Spitze seines Stiefels auf dem Boden, bevor er antwortete: „Anderer kommen ja auch her, sich Schuhe zu bestellen, was sollte ich anderes mit ihm reden, wenn er mich hier treffen sollte?“

„Zu welchem Ende sollte es aber fahren, Jungfrau Maria?“

„Zu welchem Ende? Heiraten würde ich Sie gern, auf dem Amte als meine rechtmäßige Frau. Es wäre doch ganz leicht mög-

lich, wenn Sie sich scheiden lassen und aus der Kirche austreten! Heutzutage sieht kein vernünftiger Mensch etwas Schlechtes darin.“

Marina preschte jetzt beide Handflächen an ihre Schläfen: „Ich begreife es nicht,“ entgegnete sie mit zitternder Stimme, „das wuß ich irgendeine Sinnestäuschung sein. . . . Und der Zug wird gleich bei Ihrem Wächterhause vorüberfahren. Niemand wird dort wachen! Es kann ein Unglück geschehen, laufen Sie nur schnell, mein Gott, schnell!“

Jura zog aus seiner Leinwand, mit einem Riemen umgürteten Reize die Uhr, — wirklich, es war höchste Zeit. . . . „Ja — ich muß mich beeilen! Aber beurteilen Sie nicht schlecht, was ich Ihnen vorschlag. Ich erwarte lehnfüchtig Ihre Antwort. Täglich abends werde ich eine Stunde lang dort unter den Steinbrüchen herumlaufen und auf Sie warten, wie auf eine Erlösung — wie auf eine Erlösung! Du, meine süße Marinal. . . .“

Und schon flog Jura wie der Wind, den Hut in der Hand, die Anhöhe herunter zu seinem Wächterhäuschen.

Marina taumelte vom Fenster zum Tische, ihren Kopf auf den Ellbogen stützend.

Was für gute, liebe Worte er für sie hatte! Du meine süße Marinal! Niemand auf der Welt hatte sie noch so genannt! Und in dieser ruffischen Leinenbluse, die er aus der Gefangenschaft mitgebracht hat, läßt er ihr wie der Märchenprinz, von dem sie gelesen hatte! Wie war es nur? Die jüngste der drei Schwestern war verstoßen worden, da erblickte sie der Prinz. . . . Woher er kam, niemand wußte es, und genau so, wie er auf dem Bilde im Märchenbuche ausah, sah er dem Jura ähnlich!

Sie stieg auf den Schenkel, suchte aus dem Wandschranke das Buch heraus und schlug die Seite auf, wo das Märchen von dem Prinzen begann.

„Ja, ja, nicht anders, gerade sieht er so aus wie der Jura! Jungfrau Maria! Wer hätte es jemals gehört, daß ein verheiratetes Weib solche Gedanken habe! Und scheiden sollte sie sich lassen! Daß er nicht gestraft wird, der Jura, für seine sündhafte Rede! Ah, es ist nötig, daß ich „heil dir, o Königin“ und „Du mein Schutzengel“ bete!“

Jura ging allabendlich zu den Steinbrüchen, wie er es gesagt hatte, dort den Fußsteig auf und ab, aber er wartete vergebens fünf Tage hindurch. Dieses Weib ist ganz anders wie die anderen,“ wiederholte er immer voll Sehnsucht, „aber gerade deshalb möchte ich mein Leben für sie geben. Heute aber muß ich sie endlich sehen, oder ich lege meinen Kopf auf die Schienen, dann wird sie doch müssen an meine Liebe glauben!“ (Fortsetzung folgt.)

